

Zweites Kapitel.

Die Völker des nördlichen, mittleren und westlichen Europas.¹

Vorbemerkung.

Der Schauplatz der hier in Betracht zu ziehenden Bevölkerung ist das gesammte, ausseritalische Westeuropa. Er umfasst somit, nach der seit historischer Zeit angenommenen Gliederung

¹ Ueberaus weitschichtige Literatur; sehr Vieles noch in Einzelschriften, Vereins-Publikationen u. s. w. zerstreut: — Allgemeines: F. Mone. Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. Darmstadt. 1822. — L. Dieffenbach. Celtica I. und II. Versuch einer genealogischen Geschichte der Keltén (II. Abtheilung: Die iberischen und britischen Kelten enthaltend). Stuttg. 1840. — J. Schafarik. Slavische Alterthümer. Leipzig. 1843. I. S. 347 ff. — F. Gérard. Histoire des races humaines d'Europe depuis leur formation jusqu'à leur rencontre dans la Gaule. Bruxelles. 1849. — Chr. Keferstein. Ansichten über die keltischen Alterthümer, die Kelten überhaupt und besonders in Deutschland. Halle. 1846. 1851. — W. Wachsmuth. Allgemeine Culturgeschichte. I. (Leipzg. 1850) S. 268 ff. — Chr. Brandes. Das ethnographische Verhältniss der Kelten und Germanen nach den Ansichten der Alten und den sprachlichen Ueberresten. Lpzg. 1857 (zugleich mit umfassendem Schriftenverzeichniss). — Gallien (und Britannien): Mémoires de la Société royale des antiquaires de France. Paris. 1817–1844. — E. Breton et de Jouffroy. Introduction à l'histoire de France, ou description physique, politique et monumentale de la Gaule jusqu'à l'établissement de la monarchie. Paris. 1838. — A. Martin. Histoire morale de la Gaule depuis les temps les plus reculés jusqu'à la chute de l'empire romain. Paris. 1848. — H. Moke. La Belgique ancienne et ses origines gauloises, germanique et france. Gand. 1855. — L'Abbé Cochet. La Normandie souterraine ou notices sur des cimetières romains et des cimetières francs explorés en Normandie. 2 Edit. Paris. 1855 (mit weitgreifenden, literarischen Nachweisungen); — dazu vergl. Einzelnes bei P. Herbé. Costumes français civils, militaires et religieux etc. depuis les Gaulois jusqu'en 1834, d'après les historiens et les monuments. Paris. 1840. — Britannien (und Gallien): Archaeologia Britannica. Oxford. 1707 ff. — A. Passi. Grossbritanniens Urzeit. Landshut. 1841. — W. Betham. The Gaels and Cymbry or an inquiry into the origin and history of the Irish Scoti, Britains and Gauls. Lond. 1843. — A. de Courson. Histoire des peuples Bretons dans la Gaule et dans les îles Britanniques: langue, coûtume, moeurs et institutions. Paris. 1846. — A. Giles. History of the ancient Britons from the earliest period to the invasion of the Saxon. Lond. 1847. — D. Wilson. The archaeologii and prehistoric annals of Scotland. Edinb. 1851. — J. Strutt. Angleterre ancienne ou tableaux des moeurs, usages, armes etc. des anciens habitans de l'Angleterre. Paris. 1789. — H. Smith. Selections of the ancient costume of Great Britain and Ireland. Lond. 1814. — R. Meyrick and H. Smith. Costume of the original Inhabitants of the British Island. Lond. 1821. — Th. Wright. The Celt, the Roman and the Saxon; a history of the early inhabitants of Britain. With a map and woodcuts. Lond. 1852. — Skandinavien: Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed. d. h. Nordische Zeitschrift für Alterthumskunde. Kopenhagen. 1832 ff. — Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde. Kopenhagen. 1837. — J. A. Worsaae. Danmarks Oldtid oplyst ved Oldsager og Gravhøie. Kopenh. 1843 (auch ins Deutsche übersetzt von N. Ber-

des Raums in geographisch bestimmter bezeichnete Völkergebiete, im Norden die skandinavischen Länder (das südliche Schweden und Dänemark) nebst den Inseln Britannia und Hibernia (England, Schottland und Irland), sodann das ganze zwischen der Weichsel und dem Rhein, ja bis über die Alpen nach Süden ausgedehnte Germanien und Helvetien (Deutschland und die Schweiz), ferner alles Land westlich vom Rhein, also ganz Gallien (oder Frankreich) und endlich die davon südlich sich erstreckende, breitausladende Halbinsel Iberia oder Hispania (Spanien und Portugal).

Auf die ursprüngliche, gewiss im Allgemeinen wilde und rauhe Naturbeschaffenheit dieses weiten Gebietes (vorläufig mit Ausschluss von Spanien) lassen Berichte älterer Schriftsteller,¹ da sie einer Zeit angehören, bis zu der in dem landschaftlichen Charakter desselben bereits durch die Bevölkerung selbst mannig-

telsen. Kopenh. 1844). — A. Munch. Die nordisch-germanischen Völker, ihre ältesten Heimathsitze, Wanderzüge und Zustände; übersetzt von F. Claussen. Lübeck. 1853. — F. Klee. Steen-, Bronze- og Jern-Culturens Minder, efter viiste fra et almindelig kulturhistorisk Standpunct i Nordens nuvaerende Folke- og Sprogeiendommeligheder. Kiöbenh. 1854. — J. A. Worsaae. Afbildninger fra det kongelige Museum for nordiske Oldsager i Kjöbenhavn. Kjöbenh. 1854 (umfassendes Bilderwerk). — K. Weinhold. Altnordisches Leben. Berlin. 1856. — Germanien (insbesondere); aus der grossen Anzahl von Vereinschriften: E. Förstemann. Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen (des „Thüringisch-Sächsischen Vereins“). Halle. 1834 ff. — F. Lisch. Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Schwerin. 1836 ff.; damit stehen in Verbindung: R. Schröter und F. Lisch. Friderico-Francisceum oder grössherzogl. Alterthumssammlung aus der altgermanischen und slavischen Zeit Mecklenburgs zu Ludwigslust. Lpzg. 1837; ferner: F. Lisch. Erläuterungen zu den Abbildungen des Friderico-Francisceums. Lpzg. 1837. — G. Klemm. Handbuch der germanischen Alterthumskunde. Dresden. 1836. — L. v. Ledebur. Das königliche Museum vaterländischer Alterthümer. Berlin. 1838. — J. Clements. Die nordgermanische Welt oder unsere geschichtlichen Anfänge. Kiel. 1840. — K. Preusker. Blicke in die vaterländische Vorzeit; Sitten, Sagen, Bauwerke und Geräthe zur Erläuterung des öffentlichen und häuslichen Volkslebens u. s. w. 3 Abthlgn. Lpzg. 1841—1844. — Ch. Wagener. Handbuch der vorzüglichsten, in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit. Beschrieben und versinnlicht durch 1390 lithograph. Abbildungen. Weimar. 1842 (wenig kritisch doch mit umfassendem Verzeichniss der Literatur u. s. w.). — K. Barth. Deutschlands Urgeschichte. 2. Ausg. Erlangen. 1841—1846. — G. Klemm. Culturgeschichte des christlichen Europa. I. Lpzg. 1851 (als Fortsetzung dessen „Allgemeiner Culturgeschichte“. Bd. IX.). — Helvetien (und der Süden): H. Schreiber. Taschenbuch für Geschichte und Alterthümer in Süddeutschland. Freiburg. 1839 ff. — A. Jahn. Der Kanton Bern, deutschen Theils, antiquarisch-topographisch beschrieben mit Aufzählung der helvetischen und römischen Alterthümer u. s. w. Bern und Zürich. 1850 (hier zugleich die weitere Literatur). — B. Brosi. Die Kelten und Althelvetier. Solothurn. 1851. — J. Keller. Die Heidengräber in der Schweiz u. s. w. u. s. w. — Besondere Monographien s. im Text. — Ueber Spanien s. unten.

¹ Vergl. für das folgende die mit Hinweisung auf die Quellen der Alten und Neueren entworfene Darstellung bei L. Georgi. Alte Geographie u. s. w. II. für Britannien S. 120 ff.; für Gallien S. 67 ff.; für Germanien S. 143 ff. u. unten.

fache Veränderungen veranlasst worden, nur zurückschliessen. Ueber die skandinavischen Länder indess geben auch sie keine Auskunft. Nach den neueren Forschungen darüber¹ gehörten aber eben diese mit zu den, von der sichtenden Hand des Menschen überhaupt erst am spätesten berührten des nördlichen Europas. Noch bis in die Epoche ihres geschichtlichen Bekanntwerdens waren sie dicht mit Fichten- und Föhrenwaldungen besetzt. In Schweden erstreckten sie sich von den Höhen des die Mitte der Halbinsel von Nord nach Süd in breitester Ausladung durchlaufenden Gebirgsstocks ost- und westwärts bis tief an die nur spärlich mit Ackerland ausgestatteten, sandigen Küsten; in Dänemark aber über das ganze Flachland, wo sich indess, obgleich von vielen Sümpfen durchschnitten, stellenweis doch fruchtbare Wiesenstrecken vorfanden, so dass es schon dadurch zu einer Ansiedelung geeigneter gewesen sein mochte, als jene durchaus unwirhsamen, hochnordischen Gebirgswälder.

Am wenigsten verschieden von den gegenwärtigen örtlichen Verhältnissen, nur walddreicher, stellte sich Britannien den Römern dar. Sie lernten nach und nach die ganze Insel bis weit in den Norden hinein als eine grosse, zum Theil mit unübersehbaren Haiden, zum Theil aber auch mit gutem Ackerboden versehene, hin und wieder hügelig durchsetzte Ebene kennen. Weder die noch heut dort herrschenden, häufigen Nebel und Regengüsse, noch die Abwesenheit schädlicher und reissender Thiere waren ihren Beobachtungen entgangen. Im Ganzen, namentlich was die südlichen Theile der Insel betrifft, fanden sie die Temperatur gemässigt, sowohl dem Ackerbau, als auch der Pflege fruchttragender Bäume günstig.

Gallien, obgleich von ihnen im Allgemeinen als im höchsten Grade „stürmisch, unfreundlich, kalt“, von harten Wintern heimgesucht, und mit Bezug auf einzelne Gebiete (so Aquitanien), als sandig und steril geschildert, erfreute sich dennoch, folgt man anderweitigen Notizen darüber, vorzugsweise in seinen südlichen Theilen, einer grossen Fruchtbarkeit. Im Uebrigen war das Land, als es die Römer betraten, fast überall angebaut und dessen einstige Beschaffenheit höchstens noch in einzelnen Sümpfen und grossen Wäldern, die, noch unausgetrocknet und ungelichtet, sich also in ihrer Ursprünglichkeit darstellten, erkennbar.

Nirgends indess scheint sich der, urthümlich vermuthlich allen diesen Ländern eigen gewesene Charakter einer von Gebirgen, reissenden Strömen, zahllosen Sümpfen und sandigen Strecken durchzogenen, wunderbar wuchernden, nordischen Waldvegetation so lange erhalten zu haben, wie im Germanien.² Die Schilderungen, welche die Römer schon von denjenigen

¹ A. Munch. Die nordisch-germanischen Völker (1853). S. 1—4. A. Worsaae. Dänemarks Vorzeit. S. 7 ff. — ² Vergl. im Einzelnen G. Klemm. Handbuch der germanischen Alterthumskunde. S. 1—24.

Distrikten entwerfen, die kennen zu lernen sie Gelegenheit gehabt, sind so erfüllt von Grauen und Schauer, dass man, auch abgesehen von den Uebertreibungen derselben in Hinsicht der Grösse und Stärke der einzelnen Bäume¹ wie der gänzlichen Unzugänglichkeit des inneren Landes u. s. w., dennoch eine dort allerdings geherrschte, ausserordentliche Wildheit der Natur anzunehmen gedrungen wird. Ohne das Innere Germaniens jemals gründlich erforscht zu haben, erschien ihnen das Land mit seinem tiefen Waldesdunkel, seiner feuchten, oft wechselnden Temperatur, seinen gewaltigen Stürmen und andauernden Nebeln, doch stets als ein Schreckbild äusserster Düsterniss und Trostlosigkeit.

Ob nun diese Erdtheile von Autochthonen bevölkert gewesen — wofür nur sehr vereinzelte Anzeichen sprechen² — und welcher Menschenrace dieselben dann beizuzählen sein dürften, sind nach dem gegenwärtigen Maass wissenschaftlicher Erkenntniss freilich noch zu beantwortende, jedoch wohl kaum jemals mit Sicherheit zu vermittelnde Fragen. Mit höchster Wahrscheinlichkeit wird dagegen nachgewiesen, dass Europa — „die grosse, gegen Nordwest gerichtete Landspitze der alten Welt“³ — zunächst von Asien, der Urheimath des eigentlich aktiven Menschengeschlechts, bevölkert worden ist.⁴ Alles deutet darauf hin, dass diese Einwanderungen, veranlasst durch ein fortgesetztes Drängen bucharischer Völkerhorden gegen die westlich von ihnen verbreiteten, kaukasischen oder skytho-sarmatischen Wanderstämme,⁵ wesentlich aus Abzweigungen der zuletzt genannten zusammengesetzt gewesen und zu sehr verschiedenen Zeiten, aber auch auf sehr verschiedenen Wegen, gleichsam ruckweise, vor sich gegangen sei. Ohne die Richtungen, in denen sie sich dem Westen genähert, weder nach Zeit noch Raum irgend wie mit Zuverlässigkeit bestimmen zu können, lassen sich dafür dennoch zwei Hauptzüge — ein nördlicher und ein südlicher — als die gleichsam von der Natur vorgezeichneten Strassen, voraussetzen: Letzterer, seit undenklichen Zeiten bis auf die Gegenwart von arabischen Stämmen betreten, erstreckte sich längs der Nordküste von Afrika; jener, in breitester Ausdehnung, theils

¹ So erzählt unter anderen Plinius (Hist. natur. XVI. 2) von den Eichen des herzinischen Waldes, dass ihre Wurzeln, gegeneinanderwachsend, sich zu förmlichen Thoren aufwärts krümmen, gross genug, dass ganze Reitergeschwader hindurchziehen können u. a. m. — ² M. Boucher des Perthes. *Antiquités celtiques et antédéliuviennes*. etc. Paris. 1849; dazu F. Lisch. *Jahrbücher des Vereins für mecklenburg. Geschichte und Alterthumskunde*. XII. S. 400; XIV. S. 302 ff. — ³ C. Ritter. *Erdkunde*. Asien. I. (Berlin. 1832) S. 16 ff. — ⁴ Vergl. G. Klemm. *Allgem. Kulturgeschichte*. IV. S. 7; bes. S. 230 ff. — ⁵ C. Ritter. a. a. O. S. 69: „Das bucharische Tiefland, in der Mitte von allem — ist die kontinentalste Niederung —; es ist die physikalische Uebergangsform von Asien nach Europa, die zwischen dem Südfuss des Ural und dem Nordabfall des Kaukasus das grosse Thor der Völkerwanderung von Asien nach Europa genannt werden muss.“

über die, ja noch bis ins sechste Jahrhundert von Sarmaten eingenommenen, osteuropäischen Flachländer, theils, von Nordrussland aus, über das Meer.

Auf dem vielleicht zuerst gewählten, südlichen Wege scheint Spanien seine Bevölkerung erhalten zu haben. Den Hauptbestandtheil derselben bildete das später sogenannte Volk der Iberer. Mit ihm waren „Perser“ und andere Wanderstämme gezogen. Frühzeitig hatten sie sich in breiten Strömen über die Halbinsel ergossen. Schon vor dem Jahre 1100 vor Chr., der Gründungszeit phönizischer Niederlassungen im Westen,¹ waren sie dort im Besitz ansehnlicher Gebiete. Auch ins südliche Gallien, ja bis an die Rhone waren sie vorgedrungen; ausserdem, in weiteren Abzweigungen, über die Inseln Corsika, Sardinien und Sicilien zerstreut.² Wenn auch zuverlässig schon in älterer Zeit von Völkerelementen anderer Abstammung und Kultur vielfach durchsetzt,³ behaupteten sich die Bewohner des hispanischen Festlandes allen späteren Eindringlingen gegenüber dennoch stets in einer sie von diesen in Charakter und Sprache unterscheidenden, durchaus nationalen Besonderheit.⁴

Der zweite, grosse Wanderzug, der sich, wie bemerkt, vermuthlich theils in gerader Richtung westwärts, theils von Norden her über Europa ausbreitete, führte die, schon von den älteren Griechen (Herod. II. 33) unter dem Namen der Kelten bekannten Völkermassen in gleichfalls breitester Strömung mit sich.⁵ — Ihm indess waren bereits andere Völkerstämme von minderer Kultur, vermuthlich von Nordasien aus, wohl längs der schwedischen Küste und über das Meer oder auch längs der preussischen Ostseeküste vorangezogen.⁶ Diese, wie anzunehmen ist, von finnischer oder tschudischer Herkunft, hatten sich seit undenklichen Zeiten über die buchtenreichen skandinavischen Länder, ja längs den nordeuropäischen Küsten überhaupt und gewiss auch tiefer ins Land, bis über die Pyrenäen, in zahlreicher Gliederung ausgedehnt.⁷ Wie und auf welche Weise die Verdrängung oder Vernichtung dieser Stämme durch die sie überfluthenden Kelten vor sich gegangen, ist nicht zu ermitteln; dass sie ohne blutige Kämpfe stattgehabt, jedoch nicht wahrscheinlich. Aber auch die Zeit der keltischen Einwanderung liegt ausser

¹ S. C. Movers. Das phönizische Alterthum. II. (Geschichte der Colonien) Berlin. 1850. S. 588 ff. Hier zugleich die mit den phönizischen Ansiedelungen in Spanien vermuthlich in Verbindung stehenden Sagen von der Bevölkerung des Landes durch asiatische Einwanderer. — ² W. Wachsmuth. Allgemeine Kulturgeschichte. Lpzg. 1850. I. S. 268 ff. — ³ C. Brandes. Kelten und Germanen. S. 68 ff. — ⁴ W. v. Humboldt. Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens. Berlin. 1821. S. 179 ff. — ⁵ Vergl. C. Brandes. Kelten und Germanen. S. 65. — ⁶ A. Munch. Die nordisch-germanischen Völker. S. 6. — ⁷ J. Schafarik. Slavische Alterthümer. I. S. 290. F. Kruse. Ur-Geschichte des esthnischen Volksstammes. S. 86 ff. K. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 12 ff.

dem Bereich der Geschichte.¹ Nur so viel scheint sich zu ergeben, dass sie vornämlich im sechsten und fünften Jahrhundert vor Chr. mit besonderer Stärke und Nachhaltigkeit auftrat.² Ueberhaupt aber muss der Wanderungstrieb dieses Volkes als überaus mächtig angenommen werden. Im steten Vordringen zunächst wohl nach Westen und Süden breitete es sich allmählig über fast sämtliche, oben genannten Länderräume aus. Deutschland — ob auch Mitteldeutschland?³ — bis tief in die Schweiz hinein wurde von ihm besetzt;⁴ andere, westwärts geschobene Massen, von denen die sogenannten Gaels oder Gadhelen gleichsam den Vortrab gebildet zu haben scheinen, nahmen sodann ganz Gallien⁵ ein; Abzweigungen von ihnen und mit diesen verbundene oder ihnen gefolgte, kymrische Horden wandten sich nach Belgien und, von dort abermals weiter gedrängt, über den Kanal nach den britischen Inseln.⁶ Nach Süden sodann erstreckte sich dieser westliche Zug bis tief in das Herz von Spanien. Im Zusammenstoß mit den dort bereits seit ältester Zeit angesessenen Iberern⁷ bildete sich jedoch hier, namentlich in den gallisch-spanischen Grenzgebieten eine Mischbevölkerung aus, die man auch deshalb, und zwar noch in spätester Zeit mit Hindeutung auf die ihr zu Grunde liegenden Stammelemente, mit dem Namen „Keltiberer“ zu bezeichnen pflegte.⁸ — Nicht weniger umfassend, als diese westwärts gerichteten Wanderzüge waren dann die zum Theil rückgängigen Bewegungen keltischer Völker gegen die östlichen Länder. Für die Ausdehnung, welche sie bereits im dritten Jahrhundert vor Chr. erreicht, legt unter anderen der schon oben berührte Einfall gallischer Horden in die nördlichen Gebiete Kleinasiens ein gewichtiges Zeugniß ab (S. 405; S. 457): Frühzeitig hatten sie die Ufer der Weichsel überschritten und ausserdem das westliche Ungarn und ganz Böhmen überschwemmt.⁹

Etwa bis um das Jahr 300 vor Chr.¹⁰ mochte das Hin- und Herwogen dieses im Laufe der Zeit gewiss zu unzähligen Einzelverbänden gespaltenen und durch deren gegenseitige Befehdungen vielleicht noch mehr zerstückelten Stammes fortgedauert haben,

¹ J. Schafarik. Slavische Alterthümer. I. S. 374 ff. — ² W. Wachsmuth. Allgemeine Kulturgeschichte. I. S. 269; vergl. L. Movers. a. a. O. S. 589. — ³ S. unten: Bau. — ⁴ A. Jahn. Der Kanton Bern u. s. w. S. 3 ff. C. Brandes. Kelten und Germanen. S. 202. — ⁵ „Die Griechen nannten Gallien anfangs Keltike, als sie aber von den Römern abhängig wurden, nannten sie es Galatia, noch andere, nach römischem Sprachgebrauch, Gallia oder Galloi. Ptolemäus vereinigte den alten und neuen Namen in „Kelto-Galatä“: C. Brandes. Kelten und Germanen. S. 13 ff.; vergl. S. 98; S. 256. — ⁶ C. Brandes. a. a. O. S. 19; S. 23; S. 38 ff.; S. 49; S. 57; S. 63; S. 92. — ⁷ Derselbe. a. a. O. S. 67. — ⁸ Derselbe. a. a. O. S. 131. — ⁹ Das Einzelne über diese Wanderungen bei J. Schafarik. Slavische Alterthümer. I. S. 380 (4) ff. W. Wachsmuth. Allgemeine Kulturgeschichte. I. S. 296; S. 272 ff.; dazu C. Brandes. Kelten und Germanen. S. 151 ff. — ¹⁰ A. Munch. Nordisch-germanische Völker. S. 19; vergl. S. 139.

als sich eine neue Völkerbewegung, abermals von Osten her,¹ geltend machte: Germanische Schaaren, aus ihrer vermeintlichen Urheimath — der Gegend um die Wolga und den Ural² — bis an die Küsten der Ostsee vorgeschoben und hier bereits zur Zeit des Pytheas (360 vor Chr.) als „Guttonen“ und „Teutonen“ angesiedelt (Plin. Hist. nat. XXXVII. 11),³ traten nunmehr den keltischen Wanderungen in entschiedener, unfehlbar kriegerischer Weise⁴ entgegen. Wie es scheint besetzten sie theils auf gerader Strasse längs der preussischen Küste hinziehend, theils von Finnland aus über Schweden oder vom hohen Norden herab,⁵ zunächst ganz Dänemark und das nördliche Deutschland. Ihrer asiatischen Abstammung nach mit den Kelten zwar urverwandt, von diesen jedoch durch Trennungs- und Wanderungsverhältnisse zeitlich und sittlich durchaus verschieden,⁶ war es ihnen vermöge ihrer höheren, sittlichen Kultur gewiss bald gelungen, sich von dort aus über jene auch weithin auszudehnen. Auf ihren mit den keltischen Wanderungen sich vielfach durchkreuzenden, südwärts gerichteten Zügen fassten sie festen Fuss im Herzen von Europa. In immer zunehmendem Maasse ihrer Volkszahl drangen sie über die Alpen, besetzten dann die von den Kelten eingenommenen, östlichen Gebiete bis zur Weichsel und den sarmatischen Bergen und alles Land westlich bis zum Rhein:⁷ — Ganz Mitteleuropa wurde von ihnen bevölkert, der keltische Stamm hingegen, wenigstens in seiner Gesammtheit, einzig auf die westlichen Länder östlich vom Rhein — auf Gallien, das nördliche Spanien (S. 598) und die britischen Inseln — beschränkt. Wie indess auch der Rhein, namentlich in dieser Frühepoche, geeignet gewesen sein mochte, dem weiteren, westwärts gerichteten Vordringen dieses Stammes ein Ziel zu setzen, wurde er dennoch von ihnen überschritten: Einzelne Schaaren drangen in Belgien ein und liessen sich auch hier unter den, vermuthlich schon zu mehrerer Sesshaftigkeit gelangten,⁸ gallischen

¹ Mit der Verdrängung der Kymmerier durch die Skythen (s. M. Dunker. Geschichte des Alterthums. II. S. 452 ff.) sie in Zusammenhang zu bringen, scheint doch kaum mehr zulässig! — ² A. Munch. Die nordisch-germanischen Völker. S. 10; über die fraglich skythische oder sarmatische Abstammung der Germanen derselbe. S. 12; S. 56; dazu C. Brandes. Kelten und Germanen. S. 167. Ueber die Wanderung dieses Volkes noch bes. J. Schafarik. Slavische Alterthümer. I. 401 ff.; mit besonderer Beziehung auf die ihr zu Grunde liegenden Sagen: „Zeitschrift der deutschen, morgenländischen Gesellschaft“. VIII. (Lpzg. 1854) 2. Heft. S. 389 ff. L. Georgi. Alte Geographie. II. S. 157 ff. C. Brandes. a. a. O. S. 230. — ³ F. Kruse. Ur-Geschichte des esthnischen Volksstammes. S. 311. A. Munch. a. a. O. S. 14; S. 36 ff. C. Brandes. a. a. O. S. 5. — ⁴ K. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 20 ff. — ⁵ A. Munch. Nordisch-germanische Völker. S. 12. K. Weinhold. S. 22 ff. — ⁶ Der Nachweis einer solchen nationalen Verschiedenheit bildet den wesentlichen Inhalt der mehrfach erwähnten Schrift von C. Brandes (Kelten und Germanen), worin die Urverwandtschaft beider Stämme (S. 198) natürlich nicht angegriffen wird. — ⁷ C. Brandes. S. 4. — ⁸ G. van Kampen. Geschichte der Niederlande. Hamburg. 1831. I. S. 18 ff.

Stämmen nieder. Vermuthlich in Folge der auf dieser Grenze zwischen den Galliern und Germanen bereits zu sehr verschiedenen Zeiten stattgehabten, kriegerischen Begegnungen hatte sich indess auch dort zwischen beiden Völkern ein Mischverhältniss herausgebildet,¹ ähnlich wie in frühster Epoche zwischen Kelten und Iberer im südlichen Frankreich und Spanien.

Die selbständigere Entwicklung des eigentlich keltischen Volkes nach seiner allerdings innerlich und äusserlich bedingten, kriegerischen Wandernatur blieb somit im Grunde genommen auf das Gebiet von Gallien und Britannien angewiesen. Manigfache Wechselbeziehungen der hier und dort hausenden Stämme zueinander,² wie die zum Theil durch örtliche Bedingungen sich je bei den Verzweigungen derselben geltend gemachten, sie unterscheidenden Besonderheiten, trugen indess auch so wesentlich mit dazu bei, selbst diese keltische oder gallisch-britannische Einheitlichkeit in viele einzelne Gruppen aufzulösen; ähnlich, wenn natürlich auch später, in Germanien, wo gleichfalls die Glieder den Sieg über den Stamm davon trugen: Ueberall waren eine unzählige Menge von grösseren oder kleineren Volksverbänden aufgetreten, welche, je unter besonderem Namen, von Stammhäuptern oder Königen regiert, sich nunmehr bestrebten, die von ihnen besetzten Ländertheile selbst gegeneinander mit gewaffneter Hand zu behaupten oder wohl gar zu erweitern.³

Bis zu einem solchen auf gebietsrechtlicher Anschauung beruhenden Grade staatlicher Gliederung hatte sich die Gesamtbevölkerung des ausseritalischen Westeuropas bereits erhoben, als das von ihr ebenfalls mehrfach bedrängt gewesene⁴ Rom die Waffen mit Entschiedenheit gegen sie kehrte. Weder die seit dem Jahre 218 v. Chr. in Spanien, bis zu dessen endlicher Unterwerfung durch Augustus (25 v. Chr.),⁵ fast ununterbrochen fortgesetzten Kämpfe der Römer, noch die während dieses Zeitraums im römischen Staate selbst ausgebrochenen, bürgerlichen Unruhen sammt den nach Osten geführten Kriegen desselben hinderten ihn, zu gleicher Zeit auch gegen den Norden Europas kriegsgerüstete Schaaren zu entsenden.⁶ Zunächst waren die

¹ A. Munch. S. 12. C. Brandes. S. 17; S. 73; S. 76 ff.; S. 80; S. 93. —

² Vergl. C. Brandes. S. 82; S. 139 ff.; S. 199; S. 256; S. 268—271; was insbesondere die britischen Inseln und Gallien betrifft s. u. A. W. Wachsmuth. Allgem. Kulturgesch. I. S. 275 ff. — ³ C. Brandes. S. 199; S. 233. Als an ein Beispiel aus späterer Zeit dürfte unter anderen an die zwischen deutschen Stämmen (so den Cheruskern unter Armin und den Markomannen unter Marbod) blutig geführten Kriege zu erinnern sein. — ⁴ Th. Mommsen. Römische Geschichte. 2. Aufl. Berlin. 1856. S. 300 ff.; S. 304 ff. — ⁵ Ueber die spanischen Angelegenheiten: Derselbe. a. a. O. S. 543 ff. — ⁶ Ueber die allmälige Ausbreitung der römischen Weltherrschaft überhaupt s. die gedrängte Uebersicht des Thatsächlichsten bei A. Becker. Handbuch der römischen Alterthümer u. s. w. fortgesetzt von J. Marquardt. Th. III. Abth. I. (Lpzg. 1851); für vorliegenden Zweck bes. S. 80—108; dazu C. Brandes. Kelten und Germanen. a. v. O. u. Th. Mommsen. Römische Geschichte.

Kriege nach dort allerdings nur auf die zwischen den Apenninen und den Alpen gelegenen Gebiete — auf die später dem Reiche einverleibten Provinzen „Liguria und Gallia Cisalpina“ gerichtet gewesen,¹ nachdem man diese im Jahre 59 vor Chr. durch Volksbeschluss dem Cäsar übertragen hatte, reifte indess bei ihm der Plan zu einer vollständigen Unterwerfung von ganz Gallien. Durch die Ueberweisung jener Länder im Besitz auch einzelner, schon während der spanischen Kriege dem römischen Reiche zugefallenen gallischen Gebiete, die sich westlich von den „maritimen“ und „penninischen“ Alpen bis zum mittelländischen Meere und den Pyrenäen hinzogen — der in der Folge unter der Bezeichnung „Narbonensis“ oder „Gallia braccata“ bestimmter abgegrenzten Provinzen² — fand er für seine weitgreifendere Unternehmung hier zugleich den geeignetsten Stütz- und Ausgangspunkt. Bald hatte er ein zahlreiches Heer um sich versammelt. Einerseits begünstigt durch die in Gallien selbst geführten Rivalitätskämpfe der gallischen Oberhäupter untereinander, andererseits unterstützt von einem alle Hindernisse bewältigenden Muth und seltenem, kriegerischen Takt, rückte er schnell und unaufhaltsam vor. Während sein Feldherr P. Crassus im Westen von Frankreich mit der Bewältigung der sich hartnäckig wehrenden Aquitanier siegreich beschäftigt blieb, drang jener längs dem linken Rheinufer nordwestwärts bis nach Belgien, ja selbst über den Rhein nördlich von der Lahn, bis in das rein germanische Gebiet. Ohne indess hier festeren Fuss zu fassen, wandte er sich dagegen wiederum nach Belgien und sodann, zunächst mit einer nur kleinen, im folgenden Jahre jedoch mit einer ansehnlicheren Flotte gegen Britannien: Alles südliche Land (nordwärts bis über die Themse) kam in seine Gewalt. Nachdem er noch den inzwischen unter Anführung des Vercingetorix gegen die römische Oberherrschaft gerichteten Befreiungsversuch der Gallier glücklich niedergeschlagen und die so erworbenen Länder durch römische Besatzungen u. s. w. dem eigenen Staate thunlichst gesichert hatte, kehrte er, nach fast neunjähriger Kriegsführung (58—50 v. Chr.), ruhmgekrönt nach Italien zurück.³ — Hiermit war indess die vollständige Unterwerfung Galliens durchaus noch nicht vollendet. Viele einzelne namentlich im Nordwesten des Landes hausenden Stämme waren nur sehr vorübergehend, andere so gut wie gar nicht davon berührt worden. Erst nachdem unter der Herrschaft des Augustus auch diese wirklich besiegt worden, hatte man zu einer durchgreifenden Organisation des Landes vorschreiten können (27 v. Chr.). Nunmehr wurde

¹ Th. Mommsen. I. S. 543 ff. — ² A. Becker. Handbuch der römischen Alterthümer. III. (1) S. 87. not. 3. — ³ Eine gründliche, erläuternde Uebersicht dieses Feldzuges lieferte in neuester Zeit: H. Köchly u. W. Rüstow. Einleitung zu C. Julius Cäsar's Commentarien über den gallischen Krieg. Gotha. 1857.

es in die vier Provinzen „Narbonensis, Aquitania, Lugdunensis“ und „Belgica“ bestimmter gegliedert.¹

Indem man so mit der Eintheilung und Einrichtung zweckmässiger Verwaltungsmaassregeln dieses gallischen Länderkomplexes beschäftigt gewesen, hatte man Britannien ziemlich ausser Acht gelassen. Ohne auf den festen Besitz der hier schon von Cäsar erworbenen, südlichen Gebiete, ausser von kaufmännischer Seite, grosses Gewicht zu legen, begnügte man sich vielmehr, sie in einer Art von „Scheinabhängigkeit“ zu wissen. Unter der Regierung des Kaisers Claudius sollte die Insel indess die Macht der römischen Waffen ebenfalls nachhaltiger kennen lernen. Im Jahre 43 nach Chr. wurde sie besetzt. Trotz der tapfersten Gegenwehr der britischen Bevölkerung musste doch auch sie der römischen Kriegskunst weichen und endlich durch den bis tief in den Norden — nach Kaledonien — siegreich vorgedrungenen Agricola aufs härteste bedrängt, dem römischen Scepter huldigen (78—84 nach Chr.). Nach längeren stets von neuem auftauchenden Befreiungsversuchen derselben wurde das Gewonnene durch starke Grenzbefestigungen gegen die nördlichsten, noch unbezwungenen Stämme geschützt; das Ganze sodann ebenfalls und zwar zunächst als „Britannia superior“ und „inferior“ dem römischen Verwaltungssystem provinciell untergeordnet (197 n. Chr.).

Bei allen diesen weitläufigen kriegerischen Erwerbungen im westlichen, nördlichen und überseeischen Europa hatte man das eigentliche Germanien zwar mehrfach berührt, jedoch nie in ähnlicher, nachhaltiger Weise bedrängt. War es auch schon dem Cäsar gelungen, sein Heer durch germanische Hilfsvölker sogar zu rekrutiren, so wusste man doch, trotz den seit Ariovist (71—57 vor Chr.) auf römisch-gallischem Boden geführten Kämpfen der Germanen, noch im Jahre 27 vor Chr. nur wenig von dem thatsächlichen Verhalten der vorzugsweise nordgermanischen Stämme. Nur mit der vom linken Rheinufer westwärts bis gegen Belgien sich ausgebreiteten, gallisch-germanischen Mischbevölkerung war man bekannter geworden. Indem die Römer sie ethnographisch gleichsam als einen Uebergang oder Anhang von der rein gallischen zur germanischen Stammverwandtschaft betrachteten, hatten sie das von ihnen bewohnte und zum Theil schon durch Cäsar dem römischen Staate erworbene Gebiet, als Grenzprovinz gegen Germanien und zum Unterschiede von dem eigentlichen Belgien, durch „Germania prima“ und „secunda“ näher bezeichnet. Mit der seit Ariovist stattgehabten, massenhaften Uebersiedelung germanischer Völker in die gallischen Länder westlich vom Rhein, hatte Rom deren Kraft und Eigenthümlichkeit überhaupt zuerst näher kennen gelernt. Eine weitere Kunde, namentlich von den Bewohnern des nördlichen Germaniens,

¹ A. Becker, Handbuch, III. (1) S. 88.

wurde sodann durch die zwischen den Jahren 12 und 9 v. Chr. durch Drusus in den Elb-, Issel- und Weser-Gegenden siegreich gegen sie geführten Kämpfe ermöglicht. Zu einer noch weiteren Verbreitung derselben trugen dann ferner die von Tiberius gegen die Sikkamber u. A. erfochtenen Siege bei, wohingegen die durch Domitius Ahenobarbus ostwärts (nach Böhmen) gerichteten römischen Waffen, gleichzeitig auch die dort hausenden Germanenstämme bestimmter unterscheiden lehrten. — Von allen Seiten ward Deutschland bedroht. Schon hatte es den Anschein, dass es theils auf friedlichem, theils auf kriegerischem Wege dem römischen Staatskoloss gleichfalls erliegen werde, als Quinctius Varus, alles aufs Spiel setzend, mit einem Schlage zugleich alles wieder vernichtete, was mit unsäglichen Kämpfen bis dahin bereits für Rom sicher gewonnen schien (9 nach Chr.). Die Eifersucht des Tiberius auf die zum Theil glücklichen Erfolge des Germanikus trat den Wiedereroberungsplänen desselben vollends entgegen. Hierdurch, so wie durch unbegrenzten Muth und mannigfaches Kriegsglück wesentlich gefördert, war es denn den Germanen gelungen, wenigstens ihr Gebiet westlich gegen Rhein und Elbe, südlich hingegen bis zur Donau frei von römischer Oberherrschaft zu behaupten (16 nach Chr.). Seit den im Jahre 15 vor Chr. vom römischen Reiche erworbenen, südlich von der Donau bis zu den Alpen sich erstreckenden Provinzen „Raetia“ und „Vindelicia“; bildete jener Strom nunmehr fort-dauernd die natürliche, später sogar von Rom aus noch künstlich befestigte Grenze gegen den weitausgedehnten Länderraum der „Germania magna“.

Mit der durch die Ausbreitung der Römer über die genannten Länder bei ihnen im Allgemeinen gesteigerten Kenntniss von deren örtlichen und völkerthümlichen Beschaffenheit, hatte bei Einzelnen in eben dem Maasse auch das wissenschaftliche Interesse, Näheres darüber zu erforschen, zugenommen. Die zum Theil unzuverlässigen oder von den Zeitgenossen doch mehr als fabelhaft denn als glaubwürdig betrachteten Nachrichten über den europäischen Norden, die vor der Zeit des gallischen Krieges bei Griechen und Römern umliefen,¹ waren ausserdem nur wenig geeignet gewesen, das darüber ausgebreitete Dunkel zu zerstreuen. Seit den durch Cäsar glücklich beendeten gallischen Feldzügen begann es sich indess zu lichten. Er selbst hatte durch die auf sorgfältigster Beobachtung alles Thatsächlichen beruhende Darstellung derselben nicht nur den Grund zu einer zuverlässigeren Kenntniss dieser Länder und der sie bewohnenden Völker, als zugleich auch ein ebenso umfassendes, wie im Einzelnen durchgeführtes Bild davon entworfen. — Ihm waren, im steten

¹ S. oben S. 575; dazu auch hierfür F. Kruse, Ur-Geschichte des esthnischen Volksstammes. S. 236—326. A. Munch, Die nordisch-germanischen Völker. S. 15 ff. C. Brandes, Kelten und Germanen. S. 10 ff.

wissenschaftlichen Verfolg der nach dorthin gerichteten, kriegerischen Bewegungen mehr oder minder begabte Forscher an die Seite getreten. Was sie im Laufe der Zeit, sei es durch Hörensagen oder durch eigene Anschauungen gewonnen, hatte, wenn auch nicht immer frei von mannigfachen Irrthümern, doch ebenfalls wesentlich zu einer richtigeren Würdigung der betreffenden geographischen und ethnographischen Einzelverhältnisse mitbeigetragen.¹ Da endlich erschien Cornelius Tacitus (geb. um 53 nach Chr.). Dieser, ebenso durch äussere Umstände wie durch geistige Befähigung ausgezeichnet, fasste endlich alles auf diesem Gebiet der Erd- und Völkerkunde Erworbene mit bewunderungswürdiger Umsicht zusammen, indem er es zu klaren Gesamtbildern verarbeitete:² — Was Cäsar in Hinsicht der Kenntniss Galliens geleistet, geschah durch ihn in fast noch höherem Maasse, ganz abgesehen von den anderweitigen historischen Schriften desselben, einerseits in der Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters Agricola für Britannien,³ andererseits in der „Sittenschilderung der Germanen“⁴ für Deutschland. Mit ihm aber hatte die tiefere, völkerkundliche Forschung überhaupt, wenigstens von Seiten der Römer, zugleich ihr Ende erreicht. Zwar gaben diesen die fortdauernden Kämpfe mit ihren nördlichen Feinden fernerhin noch genug Gelegenheit, deren Sitten und Zustände zu beobachten, die schriftlichen Bemerkungen darüber wurden jedoch bei der (seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts nach Chr.) sich immer heftiger geltend machenden Reaktion jener „Barbaren“ gegen Rom, zumeist auf nur vereinzelte, zum grösseren Theil aber auf oberflächliche Mittheilungen oder den eigentlichen Sachverhalt wohl gar absichtlich entstellende Kriegsberichte eingeschränkt.⁵

Aber auch alles dieses so seit Cäsar gewonnene Wissen reichte vorläufig nicht über eine genauere Kenntniss von dem Thatbestande der Dinge hinaus, wie man ihn, nach Zeit und Umständen verschieden, in dem einen und dem anderen Lande vorgefunden. So eifrig auch einzelne griechische und römische Gelehrte bemüht gewesen waren, das mit jeder neuen Erweiterung der Reichsgrenze sich ihnen in stets zunehmendem Maasse dargestellte Gewirr von Völkerschaften — in Gallien allein sollte

¹ C. Brandes. S. 18; vergl. ebendas. die Kritik der Quellen einerseits in Bezug auf Britannien S. 24 ff.; S. 33 ff.; andererseits in Bezug auf Gallien und Germanien bes. S. 104 ff. — ² S. u. A. die Beurtheilung seiner Schriften a. a. O. S. 176 ff. — ³ C. Brandes. S. 34 ff. — ⁴ Ein Verzeichniss der bis zum Jahre 1832 erschienenen Ausgaben und Uebersetzungen dieser Schrift liefert G. Klemm. Handbuch der germanischen Alterthumskunde. S. 393 ff. Dem ist namentlich auch der Erläuterungen wegen die in „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“ Bd. I. (Geschichtschreiber der deutschen Urzeit. Berlin. 1849) S. 627 ff. gegebene Uebersetzung von J. Horckel hinzuzufügen. — ⁵ Vergl. F. Kruse. Ur-Geschichte. S. 341 ff. A. Munch, S. 38 ff. C. Brandes. S. 199 ff.

schon Cäsar 400 besiegt haben¹ — ethnographisch und topographisch näher zu bestimmen, so Grosses auch in dieser Beziehung durch die Bemühungen eines Ptolemäus geleistet ward,² so wenig hatten sie doch vermocht, sich über die Abstammung und Wanderungs-Perioden derselben, wie über den früheren Entwicklungsgang ihrer Kultur, genügende Rechenschaft zu geben. Zufrieden eben mit dem, was sie einestheils der Augenschein, andernteils eine immerhin lockere Verknüpfung der ihnen vorliegenden Zustände mit den aus mythischer Vorzeit zu ihnen herübergeklungenen Wanderungssagen des Dionysos, Herakles u. s. w. gelehrt,³ hatten sie sich mit der allgemeinen Annahme einer asiatischen Abstammung einzelner jener Völker und einer nur obenhin versuchten Unterscheidbarkeit derselben nach deren Sprache, Sitten und anderen Aeusserlichkeiten begnügt. Der im Ganzen schon von Cäsar hervorgehobene⁴ nationale Unterschied, insbesondere zwischen Kelten (Gallier, Britannier) und Germanen (S. 600) wurde zwar von ihnen, wenn auch nicht ohne mannigfache Schwankungen, festgehalten, ebenso die ethnographische Besonderheit der alten Iberer zu diesen und jenen gewürdigt,⁵ die ursprünglichen Verhältnisse indess, unter denen das ausseritalische Westeuropa seine Bevölkerung erhalten, worauf jedoch die Einheitlichkeit wenigstens ihrer äusserlichen Kultur wesentlich mitberuhte, kaum geahnt.

Aber der neuesten Zeit überhaupt war es erst vergönnt, die von den Urstämmen sogar selbst darüber hinterlassenen Dokumente zu entdecken und zu enträthseln. Es sind die Grabstätten derselben sammt deren gegenständlichem Inhalt: Sie sind die stumm-beredten Zeugen nicht sowohl für die in jener vorgeschichtlichen Zeit stattgehabte, oben angedeutete, allmälige Verbreitung der Völker über die nord-, mittel- und westeuropäischen Länder, als vielmehr noch für den während dieser Epoche ihrer Wanderungen von ihnen jeweilig eingenommenen Standpunkt der Kultur.

Vorzugsweise in letzterer Beziehung bestätigen sie zunächst,⁶ dass die ältesten, urthümlichsten Bevölkerungsschichten des in Rede stehenden Erdtheils kaum die ersten Entwicklungsstufen menschlicher Bildung überhaupt — die eines auf die Befriedigung

¹ Appian. De bell. civ. II. 150. — ² Vergl. A. Munch. S. 25 ff.; S. 31 ff. — ³ S. C. Movers. Das phöniciſche Alterthum. II. S. 58 ff.; insbes. S. 109 ff. — ⁴ C. Brandes. S. 99 ff.; S. 103 ff. — ⁵ C. Brandes. S. 67 ff. — ⁶ Anderer zahlreicher, gerade diesen Punkt behandelnder Schriften nicht zu gedenken, vergl. hier vorläufig die allgemeinen Uebersichten bei A. Munch. Die nordisch-germanischen Völker (1853). S. 4 ff.; A. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 5 ff.; dazu J. B. Sorterup. Kurze Uebersicht der Alterthümer aus dem heidnischen Zeitalter im Kopenhagener Museum für nordische Alterthümer. Kopenh. 1846; bes. auch die Einleitungen in J. J. A. Worsaae. Afbildninger fra det kongelige Museum for nordiske Oldslager i Kyöbenhavn. Kyöbenh. 1854.

der äussersten Bedürfnisse gerichteten Jäger-, Fischer- und Hirtenlebens — erreicht, dagegen das massenhaft über diese verbreitete Keltenthum bereits einen hohen Grad namentlich technischer Ausbildung erlangt hatte, als es von dem wenigstens sittlich noch höher organisirten, germanischen Stamme bedrängt oder gar von römischer Seite berührt worden war. Ohne durch die Entdeckung dieser Monumente und Alterthümer auch zu einer die Bevölkerungsepochen abgrenzenden Zeitbestimmung zu gelangen, bot doch gerade die zeitlich gruppenweis verschiedene, äussere Beschaffenheit derselben ein geeignetes Mittel dar, sie bestimmter zu bezeichnen: Insofern nämlich die Bronze in mannigfacher, mehr oder minder künstlicher Verarbeitung das vorherrschende Merkmal des keltischen Stammes bildet, Stein und Knochen in roherer oder selbst zierlicher Verwendung aber wesentlich das der vorkeltischen Bewohner ausmacht, dagegen (neben der Benutzung von Bronze und Stein) der Gebrauch des Eisens, hauptsächlich der nachkeltischen — ob zunächst allein der germanischen? — Bevölkerung eigenthümlich ist, so theilt sich hiernach der gesammte, vorhistorische Zeitraum gleichsam in die drei grossen, jedoch merklich ineinander übergreifenden Epochen des finnisch-tschemidischen oder „Stein-Zeitalters“, des keltischen oder „Bronze-Zeitalters“ und des (nachkeltisch) gallischen und germanischen oder „Eisen-Zeitalters“. —

Als die Römer unter Cäsar jene Völker zum erstenmal zu Gesicht bekamen, war die Urthümlichkeit derselben bereits lange verwischt und abgeschliffen (S. 596). Fast überall stiessen sie auf eine mehr oder minder entwickelte Civilisation, ja selbst bei der noch zumeist in ihrer Ursprünglichkeit verbliebenen Bevölkerung Britanniens hatte selbst schon jener ebenfalls Gelegenheit gehabt, verschiedene höhere Bildungsstufen wahrzunehmen: Abgesehen von den ihm nur wenig bekannt gewordenen, nördlichen Stämmen der Insel, über deren Nationalität und Sitte er sich somit auch jedes bestimmenden Urtheils enthielt, waren ihm bei den Bewohnern der Ostseite Zustände entgegengetreten, die sich von denen, wie er sie in Gallien vorgefunden, nur wenig unterschieden.¹ Der Norden Britanniens mit seinen roheren Horden wurde erst, wie schon bemerkt, durch die Feldzüge des Agricola bekannter. Inzwischen hatte indess die Romanisirung des bis dahin von den Römern besetzten gallischen Westeuropa solche Fortschritte gemacht, dass, als Tacitus u. A. schrieben, dort selbst nicht einmal mehr von den schon zu Cäsars Zeiten gelockerten alterthümlichen Beziehungen die Rede sein konnte.² Somit boten während dieser Periode allein noch die Völker Germaniens, aber auch diese nur insoweit, als sie sich in ihren Sümpfen und Urwäldern von einer vielfach stattgehabten Vermischung³ mit

¹ C. Brandes. S. 20. ff. — ² Derselbe. S. 146 ff.; S. 160 ff.; a. v. O. — ³ Derselbe. S. 31 ff.; S. 50 ff.; S. 77; S. 79; S. 108 ff.; S. 139 ff.; S. 199.

gallisch-römischen Kulturelementen frei erhalten, ein allgemeines Bild urthümlicher Sitte und Lebensweise dar. Sie, als Gesamtheit indess überhaupt erst spät in den Kreis der allgemeinen Völkerbewegungen des ausseritalischen Westeuropas eingetreten und als letzte Bevölkerungsschicht über das vor ihrem Erscheinen überall bestandene Keltenthum ausgebreitet, waren doch auch bereits von diesem zuverlässig namentlich in äusserlicher Beziehung beeinflusst und auch zum Theil allmählig in den allgemeinen Kulturcharakter dieser Schlussepoche des Alterthums, kostümlich wenigstens, mit hineingezogen worden.

Eine kaum mehr zu übersehende Fülle von Alterthümern wurde seit dem hauptsächlich zu Anfange dieses Jahrhunderts lebendiger erwachten Interesse für Erforschung der Vorgeschichte der nord- und westeuropäischen Bevölkerung vorzugsweise in den skandinavischen Ländern, dann in Deutschland, Frankreich und England der Erde enthoben. Fast das ganze, aus dauernden Stoffen — Stein, Bein und Metall — bestehende, einstige Besitzthum derselben liegt in öffentlichen oder privaten Sammlungen und, vielfach abgebildet, theils zwar noch sehr vereinzelt, theils aber auch in schon wohlgeordneter, gegenständlicher Zusammenstellung vor Augen. Daneben wurden die ebenfalls lange Zeit unbeachtet gebliebenen, über diese Länder zerstreuten meist kolossalen Stein-Denkmale der Vorzeit nicht weniger in den Kreis wissenschaftlicher Betrachtung gezogen als jene, und endlich die sich auf das gesammte Kulturgebiet jener Völker beziehenden literarischen und sachlichen Zeugnisse der Griechen und Römer nicht selten mit besonderem Aufwand von Gelehrsamkeit durchforscht. Demungeachtet ist es bis jetzt noch nicht gelungen aus der Masse des Vorhandenen für die einzelnen Völker, geschweige für deren besondere Abzweigungen ein je ihnen Eigenthümliches, sie von einander kostümlich Unterscheidendes auch nur mit einiger Sicherheit herauszuheben und zu bestimmen: Das Uebereinandergreifen jener oben näher bezeichneten Epochen, der gänzliche Mangel schriftlicher Zeugnisse aus vorrömischer Zeit, verbunden mit der dadurch gesteigerten Schwierigkeit, die ursprünglich topographische Vertheilung der betreffenden Stämme u. s. w. zu ermitteln, endlich aber die durchgehende Uebereinstimmung in der äusseren Beschaffenheit der in allen jenen Ländern entdeckten vornämlich steinernen und bronzenen Alterthümer sind die einer derartigen Untersuchung entgegenstehenden, wohl kaum zu bewältigenden Schranken. — Zwar hat man nicht unversucht gelassen, namentlich das Alt-Germanische auch nach seiner äusserlichen Besonderheit zum Keltenthum festzustellen, aber selbst dafür blieb

das Gesamtergebniss schwankend. Auch hierbei hauptsächlich auf die in den, lange vor dem Auftreten der Germanen doch wohl ebenfalls von Kelten besetzten, skandinavischen (vornämlich dänischen) Ländern und den nördlicheren Gebieten zwischen Elbe und Weichsel vorgefundenen Alterthümer hingewiesen, konnten eben bei der grossen Aehnlichkeit derselben, namentlich der von Stein und Bronze, mit den in England, Frankreich u. s. w. entdeckten gleichstoffigen Ueberresten doch nur Voraussetzungen, in nur sehr seltenen Fällen aber wirklich begründete Schlussfolgerungen erzielt werden. Erst in Hinsicht des Eisenzeitalters, unterstützt durch die mit diesem wohl auf gleicher Zeitstufe stehenden Berichte aus römischer Epoche, lässt sich etwas Bestimmteres auch über ein verschiedenes kostümliches Verhalten der einzelnen Völker sagen. Die aus dieser Zeit stammenden Alterthümer indess tragen überall zum grösseren Theil ein bereits entschieden anderes, mitunter selbst römisches Gepräge oder sind wirklich römische Arbeiten, so dass es nun auch hier, trotz einer der Zeit nach unterscheidbaren Gestalt der Grabstätten, in denen sie zum meist gefunden werden, dennoch wiederum schwer wird, ursprünglich Einheimisches von dem von aussen Hinzugebrachten, Ausheimischen, zeitlich auseinanderzuhalten. Zudem reicht das so im Allgemeinen auch formal ausgezeichnete Eisenzeitalter, und zwar ohne grosse Veränderlichkeit, etwa bis zum Jahre 1000 nach Chr. — bis in das christliche Mittelalter — hinein. Es dürften somit für eine zuverlässigere Charakterisirung des Einzelnen in der Kostümgestaltung der betreffenden Völker zur Zeit ihrer noch wenig durch die Römer beeinflussten, selbständigeren Entwicklung also allein einerseits die ältesten Nachrichten der letzteren — demnach für die Gallier, Briten und Germanen zunächst die des Cäsar und, für die Germanen noch insbesondere, die des Plinius und Tacitus — andererseits von den in diesen Ländern vorgefundenen Alterthümern hauptsächlich nur die aus der Stein- und Bronze-Periode maassgebend erscheinen.

Die Tracht.

Nirgend findet die in der Einleitung (S. 5 ff.) versuchte Darstellung der frühesten allgemeinen Entwicklungsmomente des Kostüms eine so gültige Bestätigung, wie in der Betrachtung vorerwähnter Denkmäler. Sie lassen die dort nach dem Gegenständlichen einzelner sogenannten wilden Völker der Gegenwart

nur beispielsweise vorgeführten Urtypen als wirklich urzeitliche erkennen; sie erhalten somit wiederum durch jenes eine augenscheinliche Erläuterung.

Die der ältesten Zeit — dem Steinzeitalter — entstammenden Ueberreste stimmen sowohl ihrer äusseren wie zwecklichen Beschaffenheit nach im Wesentlichen mit denjenigen sachlichen Erscheinungen überein, welchen man noch heut bei den auf verhältnissmässig niederen Kulturstufen stehen gebliebenen Völkerschaften, den Bewohnern der südamerikanischen Urwälder, den Australiern, den weniger entwickelten afrikanischen Urstämmen, insbesondere aber bei den Polarnomaden überall in fast gleicher Weise begegnet. Es sind, so weit es eben die früheste Periode betrifft aus Stein und Bein mit gleichzeitiger Anwendung von Holz zum Theil roh gearbeitete Werkzeuge, zum Theil, wie bemerkt, mehr oder minder geschickt hergestellte Jagd- und Fischergeräthe. An sie schliessen sich, gleichsam einen Fortschritt bekundend, sorgfältiger gefertigte Werkzeuge und Waffen an, die dann wiederum vorzugsweise mit denen der heutigen Inselvölker der Südsee eine überraschende Aehnlichkeit darbieten. — Eine derartige Uebereinstimmung im Einzelnen¹ ist indess zugleich maassgebend für den einstigen Kulturzustand der europäischen Urbevölkerung überhaupt. Ganz im Einklange mit der Schilderung des Tacitus von der Lebensweise der Fennen (S. 580), macht sie es mehr als wahrscheinlich, dass jene frühesten Bewohner Europas durchaus auf keiner höheren Bildungsstufe gestanden, wie solche die zuerst genannten Stämme noch gegenwärtig einnehmen, und dass sie sich demnach auch in ihren anderweitigen kostümlichen Beziehungen, also auch hinsichtlich der Benutzung von rohen Naturprodukten zur Kleidung u. s. w. — einer mehr oder minder zweckdienlichen Verwendung von Bast, Blätterwerk und Thierfellen — in ganz ähnlicher Weise verhalten haben, wie dies ebenfalls bei jenen unkultivirteren Völkerschaften noch gegenwärtig der Fall ist. — Welchen Grad handwerklicher Geschicklichkeit diese europäische Vorbevölkerung während der Dauer ihres so vermeintlichen Urzustandes erreicht, kann sodann aus der Bearbeitung wiederum nur der von ihr hinterlassenen Steingeräthe geschlossen werden. Viele derselben geben wenigstens nach dieser Seite hin zu erkennen, dass man es in dem dazu erforderlichen, mechanischen Betriebe zu einer ausserordentlichen Handfertigkeit gebracht hatte.² Inwieweit sich dieselbe auf die

¹ Ausser vielfachen vergleichenden Zusammenstellungen der betreffenden Alterthümer mit Waffen, Geräthen u. s. w., insbesondere denen der Polarnomaden, Australier, Südsee-Insulaner u. A. vorzugsweise in den kopenhagener Zeitschriften für nordisches Alterthum (*Antiquairs du Nord*; *Antiquarisk Tidsskrift*; Jahresberichte der nordischen Alterthumsgesellschaften u. s. w.) s. noch bes. G. Klemm. *Werkzeuge und Waffen*. Lpzg. 1854. — ² S. A. Worsaae. *Dänemarks Vorzeit* S. 18 ff.

Herstellung auch der Kleidungsstücke erstreckte, lässt sich indess nicht wohl sagen. Aufgefundene pfriem- und meisselförmige Instrumente, so auch einzelne gekrümmte Steinwerkzeuge (s. unten), die allem Anscheine nach als Schabe- und Abhäutemesser dienten, lassen jedoch vermuthen, dass man die Thierfelle nicht immer in durchaus roher Weise angewendet, es vielmehr schon in dieser Frühepoche verstanden hat, sie durch ein zweckentsprechendes Zerschneiden und Zusammenheften dem Körper schutzdienlicher anzupassen. —

Die Kelten, als sie sich über jene roheren Völkermassen ausbreiteten, hatten ihre Steinperiode seit undenklichen Zeiten hinter sich. Sie mit der Bearbeitung der Metalle — namentlich der Bronze und des Goldes — bereits vertraut, zuverlässig auch im Besitz der in ihrer asiatischen Urheimath schon lange vor ihrer Auswanderung gleichfalls allgemein geübten Handfertigkeiten im Filzen, Spinnen und Weben von wollenen (ob auch linnenen?) Zeugen, ausserdem gefolgt von zahlreichen Heerden nutzbarer Thiere, legten in den von ihnen eingenommenen Ländern, namentlich in technischer Beziehung somit wohl zunächst den eigentlichen Grund zu einer sich nunmehr dort auch bei der Vorbevölkerung folgereicher entwickelnden, handwerklichen Bethätigung. Aus dem gleichzeitigen Vorkommen in Grabstätten einerseits von steinernen und bronzenen Geräthen, Waffen u. s. w., andererseits von Resten einer Fellbekleidung neben Ueberbleibseln gewebter und gefilter Zeuge geht wenigstens hervor, dass man selbst noch während der Bronzeperiode in Tracht und Bewaffnung zum Theil dem urthümlichst vorgeherrschten, roheren Gebrauche gefolgt sei; die vielfach aufgefundenen, bronzenen Gegenstände indess, so wie die nunmehr künstlichere, diesen nicht selten formal durchaus ähnliche Beschaffenheit auch jener Steinsachen lassen ausserdem eine Wechselwirkung zwischen dem Handwerk der Steinperiode und dem Betriebe des in sie eingegriffenen Keltenthums in mehr als einer Beziehung deutlich wahrnehmen. Für den fast künstlerisch ausgebildeten Sinn der Kelten aber, namentlich für ornamentale Ausstattung insbesondere aller mit ihrer Tracht zusammenhängenden Schmuck- und Kriegsgeräthe, liefern diese selbst, soweit sie überhaupt noch erhalten sind, die maassgeblichen Beweise: Sie geben zu erkennen, dass der den meisten asiatischen Stämmen überhaupt eigene Luxus in der äusseren Erscheinung auch den keltischen Einwanderern in höherem oder geringerem Grade eigenthümlich war und lassen zugleich als ziemlich sicher voraussetzen, dass letztere schon lange vor der Zeit ihrer Einwanderung in Europa und also auch vor ihrer Verdrängung durch die Germanen mit der Ausübung aller derjenigen gewerblichen Künste vertraut gewesen, welche später die Römer namentlich bei den durch die Naturbeschaffenheit ihres Landes darin reicher begünstigten Galliern (weniger natürlich bei den

durch die Oertlichkeit beschränkteren nordbritannischen Völkern) wahrzunehmen Gelegenheit fanden. Hiernach, sowie im Hinblick auf die allein durch die Grabalterthümer schon hinlänglich bezeugte Vorliebe des Volkes für möglichst glänzenden metallischen Zierrath und seine unausgesetzte Anwendung metallener Waffen, Werkzeuge und Geräte dürfte denn aber auch kaum mehr zu bezweifeln sein, dass es gleichfalls auf europäischem Boden die dort von der Natur in Bergen und Flüssen verborgenen Metalle schon frühzeitig aufgesucht und auch wirklich gefunden habe.

Eine Hauptquelle für den allgemeinen Bedarf der nord-europäischen Kelten an Kupfer und Zinn zur Herstellung der von ihnen zumeist verarbeiteten Bronze scheint seit unbestimmbarer Zeit Britannien — wohl das fragliche „Zinneiland“ des Herodot (III. 115) — gewesen zu sein. Von hier gelangte es durch überseeischen Verkehr oder auf weitverzweigtem Landwege höchst wahrscheinlich zu den Bewohnern der dieser Metalle gänzlich ermangelnden skandinavischen und ebenfalls metallarmen nord-germanischen Länder. — Dass in Britannien selbst lange bevor als die Römer dort einbrachen, Bergbau betrieben ward, setzten sowohl die Nachrichten der letzteren, als auch die wohlbegründete Annahme eines nach dort schon durch die Phöniciere stattgehabten Handels, ausser Frage (Cäsar. bell. gall. V. 12. und oben S. 317). Hatte auch Cäsar noch nicht vermocht sich von dem eigentlichen Ertrag des Landes genügende Rechenschaft zu geben (Cicero. ad Att. IV. 16), so dass er und seine nächsten Nachfolger es als wenig ergiebig mehr vernachlässigten wie das überhaupt produktenreichere Gallien und Helvetien, so bildeten dagegen doch in der Folge unter den von dort durch die italischen Kaufleute ausgeführten Artikeln besonders Zinn, daneben aber selbst Gold, Silber und sogar Eisen, wesentliche Bestandtheile (Diod. V. 22. Strab. IV. 5. Mela. III. 6): Man handelte sie, nebst Fellen, Sklaven und vorzüglichen Jagdhunden gegen kleinere Luxusgegenstände, namentlich Hals- und Armbänder, Halsketten, Gefässe von Gold und Elektrum und mit Elfenbein verziertes Pferdegeschirr ein — und schon Tacitus, besser unterrichtet als Cäsar, die Metallhaltigkeit des Landes wissend, konnte gerade mit Hinweisung darauf die Besitzergreifung desselben als durchaus lohnend bezeichnen (Tacit. Agric. c. 12).

In Gallien fanden die Römer stellenweis ein mehr oder minder ausgebildetes Hüttenwesen vor. Die dortige Küstenbevölkerung insbesondere, vielleicht einerseits auf Grund eines von ihr frühzeitig betriebenen Handels mit italischen und britannischen Kaufleuten,¹ andererseits aber zum Theil durch griechische An-

¹ Vergl. Cäsar. bell. gall. III. 13. IV. 2. Diod. V. 22. 26. Strab. IV. 1—4. Ammian. XV. 11.

siedelungen — wie das von Phokäern (um 578 v. Chr.) gegründete Massalia (Marseille)¹ — auch in ihrem handwerklichen Betriebe wesentlich gefördert, hatte überhaupt zu jener Zeit eine ziemlich weitgreifende Industrie entfaltet. — Bei einzelnen südlichen und östlichen Stämmen wurde Gold gegraben (Strab. IV. 1. 2. 3), bei anderen Silber zu Tage gefördert (Plin. XXXIII. 33), zudem verstand man es wohl, den goldhaltigen Sand einzelner Flüsse auszuschlemmen (Diod. V. 27), ebenfalls die hier und da im Lande zerstreuten Kupfer-, Blei- und Eisenlager bergmännisch zu verwerten (Cäsar. bell. gall. VII. 22. Plin. XXXIV. 2. 49. Strab. IV. 2): Sowohl in der besonders als goldreich bezeichneten Provinz Narbonensis als auch in dem an Eisengruben nicht eben armen Aquitanien bestanden Bergwerke (Cäsar. bell. gall. III. 21. Plin. IV. 33. Strab. IV. 2); in Lugdunensis, bei dem Volke der Mandubier wurde sogar die Kunst der Versilberung geübt (Plin. XXXIV. 17), ja der Stamm der Aeduer als reich und prunkliebend hervorgehoben (Tacit. Annal. III. 43. 46). — Mit Ausnahme einzelner auf roherer Stufe stehen gebliebenen oder, in den sterileren Theilen des Landes wohl gar, wie in Britannien, durch die Oertlichkeit selbst in der Civilisation zurückgehaltenen Völkerschaften, fand eigentlich schon Cäsar (bell. gall. II. 14. 15) nur bei einigen Stämmen in Belgika, so bei den Nerviern, ungeachtet sie zum Theil als sesshafte Ackerbauer lebten, noch wirklich urthümliche, sich so auch in ihrer äusseren Erscheinung kundgebende Sitten vor. Letzteres hatte indess auch hier keineswegs seinen Grund etwa in einer Unfähigkeit zu handwerklichen Beschäftigungen, als vielmehr in einer absichtlichen Vermeidung jedes Luxus, insofern sie eine im Gefolge desselben eintretende Verweichlichung befürchteten. — Bei den gebildeteren, eigentlich keltisch-gallischen Stämmen war dagegen die Tracht im Allgemeinen ebenso ausgebildet, als im Einzelnen zugleich bunt und schmückend (Strab. IV. 4. Appian. IV. 12). Ausgezeichnet von der der Römer namentlich durch lange Beinkleider und so wiederum an die asiatische Urheimath des Volkes erinnernd, hatte sie jene sogar veranlasst, darnach das von Galliern bewohnte narbonensische Gebiet „Gallia braccata“ zu benennen (Mela. II. 5; vergl. Plin. III. 4. 31). — Da selbst noch in spätester Zeit zahlreiche Schafheerden mit zu den wesentlichsten Besitzthümern der Gallier zählten (Plin. VIII. 73. XXI. 31), verdankten sie vermuthlich auch diesen vorzugsweise den Stoff zu ihren Gewandungen (Strab. IV. 4). Nicht unwahrscheinlich ist es indess, dass von ihnen ebenfalls schon lange vor ihrer Bekanntschaft mit römischer Industrie auch der Anbau des Flachses und dessen weitere Verwendung zu linnenen Geweben geübt ward (Strab. IV. 2; vergl. Cäsar. bell. gall. III. 13). — Die zweck-

¹ A. Bruckner. Historia reipublicae Massiliensium, Götting. 1826,

mässige Bearbeitung der Thierfelle zu mannigfachen Arten von Pelz- und Lederwerk, überhaupt aber die vielseitigste Benutzung animalischer Stoffe, muss ausserdem bei allen keltischen Stämmen selbst für die früheste Periode ihrer handwerklichen Bethätigung als selbstverständlich angenommen werden (S. 552. ff.).

Die vielen in Skandinavien (doch nur in Dänemark) und im nördlichen Deutschland aufgefundenen Bronzealterthümer nebst Ueberresten von gewebten, wollenen Zeugen und Gegenständen von Leder legen dann schliesslich auch für diese Länder Zeugniß ab, dass sie, ehe sie von Germanen bevölkert worden, lange Zeit von keltischen Stämmen bewohnt gewesen waren. Hier und da in ihnen entdeckte Giessstätten sammt allen dazu gehörenden Formen, Rohgüssen und noch unverarbeitete Massen von Bronze,¹ sowie eine Untersuchung der letzteren nach ihren Bestandtheilen,² setzen es ferner vollends ausser Zweifel, dass jene Alterthümer wenigstens zum grösseren Theile auch in diesen Ländern angefertigt, nicht aber erst aus der Fremde nach dort eingeführt worden sind. Solche Zeugnisse indess, unterstützt durch die schon bemerkte grosse Uebereinstimmung jener Denkmäler mit den in Frankreich, England und dem nördlichen Spanien, überhaupt in allen von Kelten besetzt gewesenem Ländern aufgefundenen Ueberreste der Bronzeperiode,³ lassen aber zugleich auf eine dem oben berührten Kulturzustande der Gallier ähnliche Bildungsstufe auch der vorgermanischen (keltischen) Bevölkerung zurückschliessen. Ist nun gleichwohl nicht zu ermesen, welchen Grad handwerklicher Geschicklichkeit die Germanen erlangt, als sie begannen jene aus ihren Sitzen zu verdrängen, so weist doch der bei ihnen bis in die späteste Zeit vorgewaltete Trieb zu rein kriegerischen Beschäftigungen, zur Jagd und Viehzucht, desgleichen die ihnen selbst von den Römern nachgerühmte Vermeidung irgend welchen verweichlichenden Luxus u. s. w. (Tacit. Germ. c. 5. 18) klar darauf hin, dass sie das Handwerk wohl kaum mehr geübt, als es ihnen eben ihre (übrigens ja gegen alle äusseren Einflüsse des Klimas abgehärtete) kampflustige Natur als unbedingt nothwendig hatte erscheinen lassen. Ziemlich sicher ist daher wohl anzunehmen, dass sie überhaupt erst von den Kelten, während ihrer kriegerischen Begegnungen mit diesen Stämmen, den grösseren Theil aller derjenigen Handfertigkeiten erfahren und sich zu eigen gemacht, deren dann

¹ G. Klemm. Handbuch der germanischen Alterthumskunde. S. 151 ff. Antiquarisk Tidskrift. 1843 ff. S. 171 ff.; A. Worsaae. Dänemarks Vorzeit. S. 35. B. Sorterup. Kurze Uebersicht der Alterthümer u. s. w. S. 23. A. Worsaae. Afbildninger. S. 20, S. 39. Fig. 159—161. — ² Ausführliches darüber in den „Sitzungsberichten der Wiener Akademie“ (philosophisch-historische Klasse). Bd. XVI. S. 169 ff. F. Lisch. Jahrbücher u. s. w. IX. S. 317 ff. — ³ Vergl. u. A. A. Worsaae. Dänemarks Vorzeit. S. 18; über wenige charakteristische Unterschiede (doch nur im Ornament) s. ebendas. S. 35. A. Munch. Die nord-germanischen Völker. S. 7 ff.

später die Römer, als von den einzelnen germanischen Stämmen selbständig betrieben, Erwähnung thun. Zudem aber waren in diesen Ländern vielleicht sie es zuerst, welche das Eisen in weiterem Umfange zu gewinnen und (mit allmäliger Vernachlässigung der Bronze) auszuschieden verstanden (Tacit. Germ. c. 6).¹ — Der ihnen in ihren östlichen Sitzen von jeher durch das Meer zugeführte Bernstein (S. 576) diente ihnen auch fernerhin zu mancherlei Gegenständen des Putzes (Tacit. Germ. c. 45), wohingegen sie die Stoffe zu ihrer Bekleidung zunächst den Thieren des Waldes, dann aber auch ihren Schaf- und Rinderherden, weniger indess den pflanzlichen Erzeugnissen des Landes (besonders dem Hanf) entnahmen. Vermuthlich erst um vieles später, erst nachdem sich auch bei ihnen mehr Stetigkeit und neben dem Betriebe der Jagd und Viehzucht der Feld- und Ackerbau eingefunden (Cäsar. bell. gall. IV. 1. Tacit. Germ. c. 14. 26), verwandten dann gleichfalls auch sie wohl auf die Pflege des Flachses grössere Sorgfalt:² Die Verarbeitung desselben, wie überhaupt die Beschaffung gewebter und gesponnener Zeuge blieb ein Hauptgeschäft der Weiber (Tacit. Germ. c. 17. Plin. XIX. 1. 2). Im Ganzen scheinen auch sie allein es gewesen zu sein, denen das Tragen linnener Gewänder gestattet war (Tacit. Germ. c. 17; vergl. Cäsar. bell. gall. VI. 21. Mela. III. 3). Die Männer begnügten sich nach wie vor theils mit mehr oder minder roh gewebten oder gefilzten, hanfenen und wollenen Stoffen, theils mit geflochtenen Matten von Bast und mit Thierhäuten oder beliebten es, ähnlich wie einzelne britannische und gallische Stämme, selbst im Freien nur äusserst dürftig bekleidet, auch wohl durchaus nackt zu gehen (Cäsar. bell. gall. IV. 1. V. 14. VI. 21. Tacit. Germ. c. 20. Herodian. III. 14).

Die Kleidung

also, sieht man von der in ältester Zeit überhaupt vorgeherrschten Benutzung roher Naturprodukte, der Thierfelle u. s. w. ab, scheint sich demnach in derjenigen ausgebildeteren Form, in der sie dem keltischen Stamme vermuthlich schon lange eigen gewesen ehe er die europäischen Länder besetzte (S. 598), doch nur bei einzelnen Abzweigungen desselben, welche wie die in den südgallischen Provinzen niedergelassenen Kelten durch die Naturbeschaffenheit der von ihnen eingenommenen Gebiete in der Fortdauer ihrer Handtirungen unterstützt worden waren, in

¹ G. Klemm. Handbuch. S. 17 ff. S. 150 ff. Vergl. K. Weinhold. Altnord. Leben. S. 92 ff. — ² Nach W. Volz (Beiträge zur Kulturgeschichte. Der Einfluss des Menschen auf die Verbreitung der Hausthiere und Kulturpflanzen. Lpzg. 1852. S. 139) „bauten die Deutschen als Gespinnstpflanze schon frühzeitig den Hanf an; der Flachs wurde später, wahrscheinlich aus Gallien, vielleicht auch durch die Römer eingeführt.“

wirklich althergebrachter Weise erhalten zu haben. — Andere Abzweigungen, auf weniger ergiebige Distrikte gedrängt oder wie die erwähnte Bevölkerung der britannischen Inseln gleichzeitig mannigfachen beschränkenden Wechselverhältnissen ausgesetzt, waren dann eben dadurch vielleicht schon frühzeitig genöthigt gewesen entweder in Ermangelung der dazu erforderlichen Materialien ihr allmählig zu entsagen und durch eine Fellbekleidung zu ersetzen oder, zu einer Art von Naturzustand gleichsam zurückgeführt, später überhaupt nicht mehr im Besitz der einst von ihren Urvätern in vollstem Maasse geübten Fertigkeiten. — Mochten nun auch die Germanen¹ bei denjenigen Kelten, mit denen sie zunächst in kriegerischem Verkehr gestanden, die völlige, altkeltische Bekleidung angetroffen haben, so lag es doch gerade in ihrer Natur am wenigsten begründet, sich sofort auch diese in ganzer Fülle anzueignen: — Sie behielten vielmehr, wie bemerkt, die ihnen urthümlichen Schutzhüllen von Fell u. s. w. im Allgemeinen bei, so dass selbst noch in später Zeit nur die Vornehmen und Reichsten unter ihnen eine zwar eigene, doch immer noch äusserst einfache und, erst im engeren Verkehr mit romanisirten Galliern² und Römern, die gallische oder römische, den Körper vollständig bedeckende Kleidung anzulegen pflegten (Tacit. Germ. c. 17).

Die Weise sich jener natürlichsten Hüllen (als Umhang) zu bedienen, war unzweifelhaft bei allen hier in Betracht stehenden Völkerschaften dieselbe und ursprünglich gewiss nicht von der noch heut bei wilden Völkern üblichen verschieden (S. 10; S. 11). In rohster Form allerdings, bis in die späteste Periode, scheint sie hauptsächlich nur von den nordbritannischen Stämmen, den als äusserst uncivilisirt geschilderten Kaledoniern und Mäaten angewendet worden zu sein (Cäsar. bell. gall. V. 14. Mela. III. 6. Herodian. III. 14. Dio Cass. LXXVI. 12); dagegen schon frühzeitig bei weitem ausgebildeter von den kultivirteren Stämmen der Insel und den mit Galliern unvermischten, rein germanischen Bewohnern des rechten Rheinufer. Namentlich von diesen letzteren berichtet Tacitus (c. 17) ausdrücklich, dass, obgleich „die dem Ufer zunächst wohnenden die Felle wilder Thiere in einfacherer Gestalt tragen,³ jedoch diejenigen, welche weiter landeinwärts leben, sie vorher sorgfältiger bearbeiten und stellenweis sogar mit Streifen von buntgefleckten Thier-

¹ Vergl. J. Koller. Ueber die Kleidung der alten Germanen (nach Paul Hachenbergs *Germania media*) in F. Schlegel. Deutsches Museum. III. (Wien. 1813) S. 386 ff. — ² Vergl. Dio Cass. XLVI. 55, über die Bezeichnung *Gallia Togata*. — ³ Zuweilen bestand die ganze Bekleidung in zwei länglich-viereckig zugeschnittenen Feldecken, von denen die eine den vorderen, die andere den hinteren Theil des Körpers von den Schultern abwärts bis zu den Knien verhüllte: beide auf den Achseln vermittelst Spangen, um die Hüften durch eine Schnur gehalten; dazu eine rohe Fellkappe. Bei dieser wie bei jenen wurde die haarige Seite nach aussen gekehrt: vergl. *Colonna Antonina*. Tab. 68.

fallen, die ihnen aus dem entlegenen Ocean zugeführt werden, besetzen.“ Im Uebrigen, wie derselbe Schriftsteller weiter bemerkt, „dient ihnen allen das Sagum“ (ein aus einem oblongen Stück Zeug bestehender Schultermantel)¹ „zur Bedeckung, das sie (auf der Schulter) mit einer Spange oder, besitzen sie solche nicht, mit einem Dorn zusammenhalten.“ — Wenn dann derselbe Berichterstatter fortfährt auch die unterscheidende Kleidung der Vornehmen und Reichsten unter ihnen als „nicht wie bei den Sarmaten und Parthern weit und faltenreich,“ sondern als „einen Rock, der enganschliessend gleichsam die einzelnen Glieder abformt,“ näher zu bezeichnen und endlich noch dem hinzufügt dass sich „die Tracht der Männer in nichts von der der Weiber unterscheidet“ nur dass diese häufiger linnene Gewänder u. s. w. anlegen, so scheint es aber fast unbegreiflich wie man bei dieser Schilderung noch irgend einen Zweifel über die Form jener Kleidung hat hegen können:² — Bleibt man nämlich streng bei dieser Beschreibung des Tacitus stehen, so ergibt sich aus ihr für die selbst noch zu seiner Zeit sogar bei den Reichsten vorgeherrschte Tracht, dass sie als überaus einfach und durchaus von der der eigentlichen Gallier (oder Kelten) verschieden, eben nur im Gegensatz zur mantelartigen Fellbekleidung der Aermeren,³ einzig in einem enganschliessenden wahrscheinlich grobwollenen hemdförmigen Gewande bestand, und ferner, da die weibliche Kleidung durchaus ermellos war (s. unten), jedoch den Körper mindestens bis über die Kniee verhüllte, auch jenes Hemd unfehlbar ermellos gewesen und, wahrscheinlich ebenfalls bis über die Kniee hinabreichend, gleich dem weiblichen durch einen Hüftgürtel zusammengefasst ward. Hiernach aber und auf Grund der durch die Schilderung selbst gerechtfertigten Annahme, dass die so von Tacitus beschriebenen Germanen weder Beinkleider noch eine besondere Fussbedeckung anwendeten,⁴

¹ Das Nähere darüber s. unten bei der „römischen Kleidung“. — ² Vergl. G. Klemm. Handbuch der germanischen Alterthumskunde. S. 54; wo zugleich der schon im 17. Jahrhundert darüber angestellten Untersuchungen von P. Cluverii *Germaniae antiquae libri III.* Lugd. Bat. 1616 fol. gedacht ist. —

³ Für das Nackendgehen derselben im Allgemeinen sprechen, ausser obigen Zeugnissen noch Tacit. *Germ.* 17. *Histor.* II. 22. *Pomp. Mela.* III. 3. —

⁴ Sichere Zeugnisse sprechen dafür, dass sich die Deutschen überhaupt erst sehr spät dazu verstanden, Beinkleider zu tragen: So erzählt der um die Mitte des 5. Jahrhunderts nach Chr. geborene Gallier Sidonius Apollinaris (*IV. carm.* 20) zwar von enganschliessenden Röcken, kostbaren mit Gold verzierten Mänteln u. s. w., die zu seiner Zeit bei vornehmen Germanen gebräuchlich waren, doch einer Beinbekleidung derselben thut er nirgend Erwähnung. Noch im 8. Jahrhundert schrieb Paulus Diakonus (*histor. longob.* IV. 22) von den Longobarden, dass sie nunmehr angefangen hätten, von den Römern die (bei diesen bereits gebräuchlich gewordenen) Hosen auch für sich in Anspruch zu nehmen. In dem longobardischen Königsverzeichniss des Mönchs von Salerno heisst es von König Adeloald (616—626), dass er zuerst Hosen

scheint die ganze Kleidung derselben vornämlich einer an einzelnen etruskischen Statuetten u. s. w. vorkommenden Tracht¹ ziemlich genau entsprochen zu haben.

Nicht weniger klar ist dann ferner, was jener auch von der (doch nur ausnahmsweise) linnenen Bekleidung der germanischen Weiber berichtet. Dass sie eine hemdförmige war

Fig. 224.



dürfte dabei überhaupt keinem Zweifel unterliegen, ebensowenig aber, wenn er erzählt, „dass sie dieselbe mit Purpur verbrämen“, daran zu zweifeln sein, dass auf sie bereits ausheimische, also wohl römische Sitte mit eingewirkt hatte. Aus der ferneren Angabe, dass die Frauen „den oberen Theil des Gewandes nicht zu Ermeln verlängern: Aermel und Schultern sammt den den Aermen zunächst gelegenen Theilen der Brust entblösst bleiben“, erhellt dann deutlich, dass diese Kleider, durchaus ähnlich den ältesten — arabischen und griechischen — Weiberhemden (vergl. Fig. 102. a. b; Fig 181. d)² längs den Seiten mindestens von den Hüften an aufwärts offen gewesen, so dass Brust- und Rückentheil oberhalb der beiden Schultern je durch eine Spange oder Agraffe verbunden werden mussten. Einzelne römische Bildwerke endlich, so die vermeintliche³ Statue der Thusnelda (Fig. 224) und einige

getragen habe und selbst noch in einer Konstanzer Kleiderordnung vom Jahr 1390 wird ausdrücklich untersagt, „in ainen blossen wamsel“ zu Tanz oder öffentlich zu gehen, vielmehr darauf zu achten, dass man „sin scham hinten vnd vornen decken müg, dass man die nit sehe“; ferner wird in einer Chronik von St. Gallen erzählt, dass an dem Rhein die Sitte, Hosen (Hussecken) zu tragen, von den Engländern entlehnt worden sei, die 1365 in das Elsass kamen: s. O. Abels Uebersetzung: „Paulus Diakonus und die übrigen Geschichtschreiber der Longobarden“ (in Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit u. s. w. VIII. Jahrh.). Berlin. 1849: II. Des Paulus Diakonus Geschichte der Longobarden. S. 81. Anmerk. 3. Hiernach dürfte die im Jahre 1817 im Torfmoore von Friedeberg in der ostfriesischen Gemeinde Elzel entdeckte, dem Alterthum zugewiesene, männliche Leiche doch nur einer sehr späten Zeit angehören! Diese nämlich war vollständig bekleidet. Ausser einem härenen gewalkten Rock, dör, ermellos u. s. w., ganz mit der oben nach Tacitus näher bezeichneten, hemdförmigen Männerkleidung übereinstimmt, trug sie lange Beinkleider von gleichem Stoff, die eine Zugschnur über den Hüften zusammenhielt, und eine lederne, um den Fuss geschnürte nicht unzierliche Fussbekleidung: das Nähere bei G. Klemm. Handbuch der germ. Alterthumskunde. S. 56.

¹ Vergl. Th. Hope Costume of the Ancients. I. Taf. 40. — ² Dazu auch das im folgenden Kapitel unter „Bekleidung der Weiber“ Gesagte. — ³ C. W. Goetling. Thusnelda — Arminius Gemahlin und ihr Sohn Thumelicus in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen. Jena. 1843. M. Abbildgn.

auf der Säule des Antonius dargestellte nichtrömische Weiber¹ liefern dann noch insbesondere auch dafür die unzweideutigsten Belege. — Jene Statue lässt ausserdem die Anwendung einer eigenen Fussbekleidung erkennen. Diese, in Form eines Bundschuhes, besteht aus einer dicken nur den äusseren Rand des Fusses umgebenden Sohle und einem die Spanne umlaufenden Riemenband nebst mehreren Schnürbändern, die, von jener ausgehend, in regelmässigen Abständen über letzteres hinweg wiederum zur Sohle zurückgezogen erscheinen.

Die männliche Bekleidung der gebildeteren Gallier und die der mit ihnen in Sitte und Lebensweise ziemlich übereinstimmenden südbritannischen Stämme² (Cäsar. bell. gall. V. 12. 14) unterschied sich von der ihrer germanischen Nachbarvölker nicht allein durch die eben nur jenen seit ältester Zeit eigenthümlich gebliebenen, langen Beinkleider (S. 553; S. 583), als vielmehr noch durch die bei ihnen ebenfalls fortgedauerte Vorliebe für buntfarbige, gemusterte Stoffe. Gleichwie die Römer das Land nach der das Volk bestimmt charakterisirenden Hosentracht (Bracca) zu benennen beliebt hatten (S. 613), so auch pflegten wohl römische Schriftsteller die Gallier überhaupt ihrer Beinlinge und Mäntel wegen als „sagati braccatique“ — „Mäntler und Hösler“ — zu bezeichnen (Cic. pr. Font. 11. Juven. VIII. 234. Plin. III. 4. Mela. II. 5). Namentlich aber war den Römern die Kleidung der Gallier auch in Betreff der Buntheit stets absonderlich erschienen. Nach Diodor (V. 30), der sie eben auch deswegen als äusserst „auffällig“ näher beschrieb, bestand sie in der That, ausser in den schon erwähnten, langen Hosen, in einem (ganz nach asiatischem Geschmacke) buntgewürfelten Ueberrock und ebenso gemusterten mantelartigen Umhang.³ Letzterer wurde ausserdem — gleichfalls nach Angabe des genannten Berichterstatters — je nach der Jahreszeit verschieden, theils von dichterem, theils von dünnerem Stoff getragen; der Rock hingegen zuweilen durch eine kostbare, nicht selten mit Gold oder Silber verzierte Gürtelspange um

¹ P. S. Bartoli. Columna Cochlis M. Aurelio Antonino Augusto dicata. Romae. 1706. Tab. 92; 119; 120; 124; 127. — ² Für die spätere (romanisirte) Tracht der Gallier (Gaulois) sind zu vergl.: die gesammelten Abbildungen röm. Monumente bei J. Malliot et P. Martin. Recherches sur les costumes, les moeurs, les usages etc. des anciens peuples. Paris. 1809 (Auch in deutscher Ausgabe: „Galerie der Sitten, Geräthschaften u. s. w. der vornehmsten Völker des Alterthums und der Franzosen bis in das 17. Jahrhundert. Strassburg und Paris. 1812). Tom. II. Pl. LXXIII. ff.; danach in zum Theil umkomponirter Form Einzelnes bei F. Herbé. Costume français civiles, militaires et religieux etc. u. A. — Vergleichsweise zur älteren Tracht der Britannier bes. R. Meyrick and H. Smith. Costume of the Original Inhabitants of the British Islands; dazu R. Planché. British Costume. A complete History of the dresse of the Inhabitants of the British Islands. London. 1849. S. 1—16. — ³ S. C. A. Böttigers kleine Schriften; herausgegeben von J. Sillig (2. Ausg.). III. S. 33: „Ueber die herrschende Mode der gewürfelten Stoffe“ bes. S. 38 ff.

die Hüfte zusammengefasst. Hierbei zeichneten sich dann die Vornehmen, denen insbesondere von Strabo (IV. 4) „Eitelkeit und Prunksucht“ vorgeworfen wird, noch durch mannigfachen metallischen Kleiderzierrath aus: Ihre an sich bunten Gewänder waren nicht selten mit goldenen Streifen durchwirkt oder, was wohl wahrscheinlicher ist, mit ähnlichen kleinen, goldenen Blechen und Flittern benäht, wie solche ja überhaupt schon frühzeitig neben buntgemusterten Zeugen ebenfalls bei asiatischen Völkern vorherrschend als Gewandschmuck beliebt wurden (S. 558). Gewiss mit Recht konnte daher Virgil (Aeneid. VIII. 658) auch von den Galliern, ähnlich wie von den Phrygiern (S. 414) sagen:

„Goldenes Haar war jenen verliehn, und goldene Kleidung;
Hellgestreift ihr Kriegesgewand, und die Hälse, wie Milch weiss,
Eingeflochten in Gold — — — — —“

Waren indess, abgesehen von einer derartigen, auszeichnenden Pracht, die vorzugsweise bei den narbonensischen Grossen allgemeiner verbreitet gewesen zu sein scheint (Appian. IV. 12), auch Beinkleid, Mantel und Rock allen gebildeteren gallischen Stämmen gemein, so hatte doch namentlich letzterer nicht überall ein und dieselbe Form. So wenigstens wird von den Belgiern erzählt (Strab. IV. 4), dass sie neben den (eben allgemein gebräuchlichen) Hosen und Mänteln statt eines ganzen (langen und geschlossenen) Rockes ein (der vorderen Länge nach) offenes Kleid trügen, das — also vermuthlich gleich einer Jacke — nur bis an die Scham und die Hintertheile hinabreichte; ferner, dass auch ihre Mäntel, aus der rauhen kurzhaarigen Wolle ihrer Schafe hergestellt, sich vor anderen durch besondere Dichtigkeit und Stärke auszeichneten. Kam es nun trotz alle dem gleichwohl selbst noch in späterer Zeit vor, dass Einzelne nur mit Schurzgewändern bekleidet sogar in offener Feldschlacht erschienen (Diod. V. 30. Strab. IV. 4. Suet. Cäs. c. 80. Livius. XXXV. 21), so gehörte dies unter den Gebildeteren doch gewiss schon während des Feldzuges des Cäsars zu den selteneren Fällen: Als Vercingetorix zum Abfall von römischer Oberherrschaft sein Heer rekrutirte, liess er Alle, die zu ihm flüchteten, nicht nur bewaffnen, vielmehr auch neu kleiden (Cäsar. bell. gall. VII. 31). Im Ganzen war bereits um diese Zeit die gallische Tracht bei den mit Galliern vermischten Germanen selbst so allgemein als „gallisch“ wenigstens bekannt,¹ dass es Cäsar, als Gallier verkleidet, hatte wagen können, sich durch das Lager der Eburonen hindurchzuschleichen (Suet. Cäs. 58).

Eine noch weitere Verbreitung dieser Kleidung, wie bei den Bewohnern jener nordöstlichsten Gebiete, lässt sich indess bei

¹ Die Ubier, Vangionen u. A., nach Gallien übergesiedelt, hatten wohl ebenfalls die gallische Hosentracht angenommen: vergl. Cäsar. bell. gall. IV. 3. Lucan. I. 430. Tacit. Germ. c. 28; etc.

denen der ohnehin von jeher von Kelten (Galliern) durchsetzt gebliebenen, südlichen Donauländer — der Schweiz und der vindelicisch-norischen Landschaften —, ja im Hinblick auf eine spätere Periode¹ auch bei der germanischen Bevölkerung der süddeutschen Distrikte — den Quaden, Markomannen, Hermunduren u. A. — um so sicherer annehmen, als vorzugsweise diese letzteren sowohl mit den norditalischen (transpadanischen und cispadanischen) Galliern, wie selbst mit den Römern in ungehindertem Verkehr gestanden (Tacit. Germ. c. 41). Erwägt man nun hiernach, dass es zunächst die Bevölkerung gerade dieser Länder gewesen, die in Verbindung mit Sarmaten, Parthern u. s. w. die sogenannten „markomannischen“ Kriege gegen Rom geführt, und ferner, dass die Kleidung der Gallier an sich ja schon urheimathlich von der der Sarmaten nicht sehr verschieden gewesen sein kann (S. 583; S. 613), so unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass die Darstellungen von nichttrömischen Völkern auf der vornämlich dem Andenken dieses Krieges und seiner Endschaft durch Markus Aurelius (174 n. Chr.) gewidmeten Säule zugleich eine Anschauung auch von der eigentlich gallischen Tracht gewähren. Zudem entsprechen von diesen Abbildungen zunächst einzelne männliche Figuren jenen obigen Schilderungen von der männlichen Bekleidung der Gallier durchaus (vergl. Fig. 225. a. b).

Fig. 225.



¹ Jedenfalls lange Zeit nach Cäsar (bell. gall. I. 31). Erst unter Marbod liessen sich die Markomannen in Böhmen nieder, von wo aus sie sich bis zur Donau erstreckten. Ebenso wohnten die Hermunduren im nordöstlichen Böhmen

Für die Beschaffenheit der bei den Galliern (und Britanniern) üblichen, weiblichen Gewandung fehlt es aber überhaupt an bestimmteren Zeugnissen. Dass auch sie buntge-

Fig. 226.



mustert, schmuckvoll und aus einem weitfaltigen Unterkleide nebst Schultermantel zusammengesetzt war, wird indess (wenigstens für die Weiber vornehmer Briten) durch Dio Cassius (LXII. 2. ex Xipilin) bestätigt. Insofern sich nun unter den auf jener genannten Säule verbildlichten Frauen wiederum einzelne finden deren Anzug weder mit der (auch auf ihr genau so wie auf der Trajanssäule behandelten) sarmatischen oder dacischen Weiberkleidung (Fig. 223. a—c), noch mit der oben nach Tacitus u. s. w. geschilderten Tracht germanischer Frauen (S. 618) durchaus übereinstimmt, sind vielleicht diese als nach gallischer Weise bekleidet zu betrachten (vergl. Fig. 226. a. b). Auf einigen Münzen des Hadrian¹ erscheinen die Provinzen Gallia und Britannia durch Weiber personificirt, von denen jedoch die letztere ein kurzermeliges, jene aber ein ermellooses Hemd, bei beiden indess lang und gegürtet, anhat.

Der Schmuck

der Gallier, Briten und Germanen bestand zunächst seiner einfachsten und natürlichsten Form nach in einer sie unzweifelhaft

und zogen erst von hier in die Gegenden vom Rhein und Main bis zur Donau. Auch die Quaden sollen erst ziemlich spät Nachbarn der Markomannen geworden sein: s. L. Georgi. Alte Geographie. II. S. 207; S. 209; S. 210.

¹ Abgebildet bei A. Lens. Das Kostüm der meisten Völker des Alterthums. Uebers. von H. Martini. Tab. 52. Fig. VII. u. VIII.

nicht nur gesamtvölkerlich von einander unterscheidenden, als vielmehr noch die einzelnen Stämme derselben voneinander kennzeichnenden Anordnung des Haars. Bei den uncivilisirten nordbritannischen Horden, die abgeschnitten von jedem verweichlichenden Verkehr mit Fremden (Diod. V. 21) auch hierbei in alterthümlichster Rohheit verfahren und das Haar in freister Weise, ungekürzt, herabhängen liessen, herrschte dennoch die Sitte vor den Bart, und zwar nur mit Ausnahme des Knebelbartes, völlig zu scheeren (Cäsar. bell. gall. V. 14); bei den gebildeteren Briten indess hatte vermuthlich schon frühzeitig die gallische Haartracht Aufnahme gefunden. Diodor (V. 28), der sich auch darüber, wie über die Kleidung der Gallier, bestimmter ausspricht, rühmt diesen nach, dass sie ihr schon von Natur blondes Haar durch künstliche Mittel sogar noch zu bleichen suchen: „Sie streichen es nämlich“ — erzählt derselbe weiter — „beständig mit Kalkwasser von der Stirn rückwärts gegen den Scheitel und Nacken, so dass es sich bei zunehmender Stärke ähnlich einer Rossmähne erhebt, sie selbst aber dadurch das Ansehen von Panen oder Satirn erhalten.“¹ Ein breiter und dichter Knebelbart bedeckt, gleichsam siebartig, ihren Mund, doch pflegen einige den Bart zu scheeren, andere nur wenig stehen zu lassen, die Vornehmen hingegen (fast sämmtlich) den Backenbart zu rasiren.“ — Wird hier bei den Galliern durch Diodor auf einen Wechsel in der Haartracht nur hingedeutet, so spricht sich über die Mannigfaltigkeit derselben bei den Germanen wiederum Tacitus entschiedener aus: Der von ihm beschriebenen, eigenthümlichen Anordnung bei den Sueven wurde bereits gedacht (S. 581); von dem Volke der Chatten bemerkt er, dass sich bei ihnen, was sich bei andern germanischen Völkerschaften selten und nur aus persönlicher Kühnheit Einzelner vorfindet, Haar und Bart sobald sie herangewachsen sind lang wachsen zu lassen bis sie einen Feind erlegt u. s. w., zur allgemeinen Sitte herausgestaltet habe (Tac. Germ. c. 31), und von den Germanen überhaupt, dass bei ihnen der Verlust des Haars als schimpflich (Tac. Germ. c. 19) und nach Claudian (Eutrop. I.) kurzgeschornes Haar als ein Zeichen der Unterwürfigkeit betrachtet werde. — Gleich den Galliern pflegten auch sie ihr Haar mit einer besonderen Seife einzureiben, um es dadurch noch goldiger zu färben als es schon von Natur war (Plin. XXVIII. 51), wie sich denn das germanische Haar, eben seiner Farbe und Feinheit wegen, selbst bei den Römern eines derartigen Rufes zu erfreuen hatte, dass diese nicht anstanden es auch für sich, zur

¹ In der Folge unterschied man unter den gallischen Provinzen nicht nur, wie schon bemerkt, (der Beinkleider wegen) Gallia braccata, und hinsichtlich der Bevölkerung, welche römische Tracht angenommen hatte, Gallia togata, sondern auch, insofern man Rücksicht auf die auszeichnende lange Haartracht nahm, Gallia comata: vergl. Dio Cass. XLVI. 55.

Herstellung von künstlichen Haartouren, vielfach in Anspruch zu nehmen (Martial. XIV. 26. 27. Ovid. Amor. I. El. XIV. 45. Herodian. IV. 7). Aus dem Umstande, dass Caligula bei seinem Schein-Triumph über die Germanen grossgewachsene Gallier nöthigte, um sie den Römern fälschlich als Germanen vorführen zu können, ihr Haar roth zu färben (Suet. Calig. c. 47) geht zugleich sicher hervor, dass dem germanischen Stamme die goldigrothe Farbe des Haars eigenthümlich gewesen.

Nächst diesem so bei allen nord-, mittel- und westeuropäischen Völkern mehr oder minder ausgebildeten, natürlichsten Schmuck, fand dann namentlich bei den Britanniern und auch hier wiederum zunächst bei den ungebildeten Stämmen des Nordens — den Kaledoniern — noch eine der urthümlichsten Arten der Körperverzierung, nämlich die der Tätovirung, in weitester Ausdehnung statt: Sie sämmtlich, mit Einschluss der Kinder, pflegten sich mannigfaltige Figuren von Thieren u. s. w. in die Haut zu ritzen und diese mit einer aus Waid bereiteten, blauen Farbe zu beitzen: ¹ Ein Gebrauch, der vermuthlich ihnen dann später den Namen „Picti“ — „Gemalte“ — zuzog (Cäsar. bell. gall. V. 14. Mela. III. 6. Herodian. III. 14). Eine ähnliche, doch wohl nur farbige Bemalung des Körpers, namentlich um dem Feinde furchtbarer zu erscheinen, war indess einzelnen germanischen Stämmen gleichfalls nicht fremd: Was schon Herodot in dieser Beziehung von den östlichen Budinen u. A. erzählte (S. 556), wird von Tacitus (Germ. c. 43) auch für die nordostwärts über den Markomannen sich niedergelassenen, freilich ziemlich räthselhaften „Harier“ bestätigt.

Der anderweitige Schmuck wiederum sämmtlicher oben genannten Völkerschaften bestand sodann in den zum Theil schon berührten metallischen Zierden der Gewänder, zum grösseren Theil indess aus selbständigen, zur ferneren, unmittelbaren Zierde des Körpers bestimmten, eigentlichen Schmucksachen. So verschieden diese nun auch nach Stoff und Arbeit bei den Britanniern, Galliern und Germanen waren, so scheinen sie doch bei allen wesentlich in der ihnen zu Grunde liegenden Form (der eines Ringes oder Reifens) übereingestimmt zu haben.

Die Briten, welche Cäsar und später in noch grösserer Massenhaftigkeit P. Suetonius, Agrikola u. A. genauer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, trugen vorherrschend eiserne, seltener goldene, Hals-, Gürtel- und Fussknöchel-Spangen, zudem, nach gallischer Sitte, nur einen Ring am Mittelfinger (Plin. XXXIII. 6. Herodian. III. 14; vergl. bes. C. Brandes. Kelten und Germanen. S. 34). Vornehme britische Weiber schmückten sich ausserdem mit goldenen Halsketten u. s. w.

¹ A. Böttiger. Kleine Schriften. a. a. O. S. 39 ff.

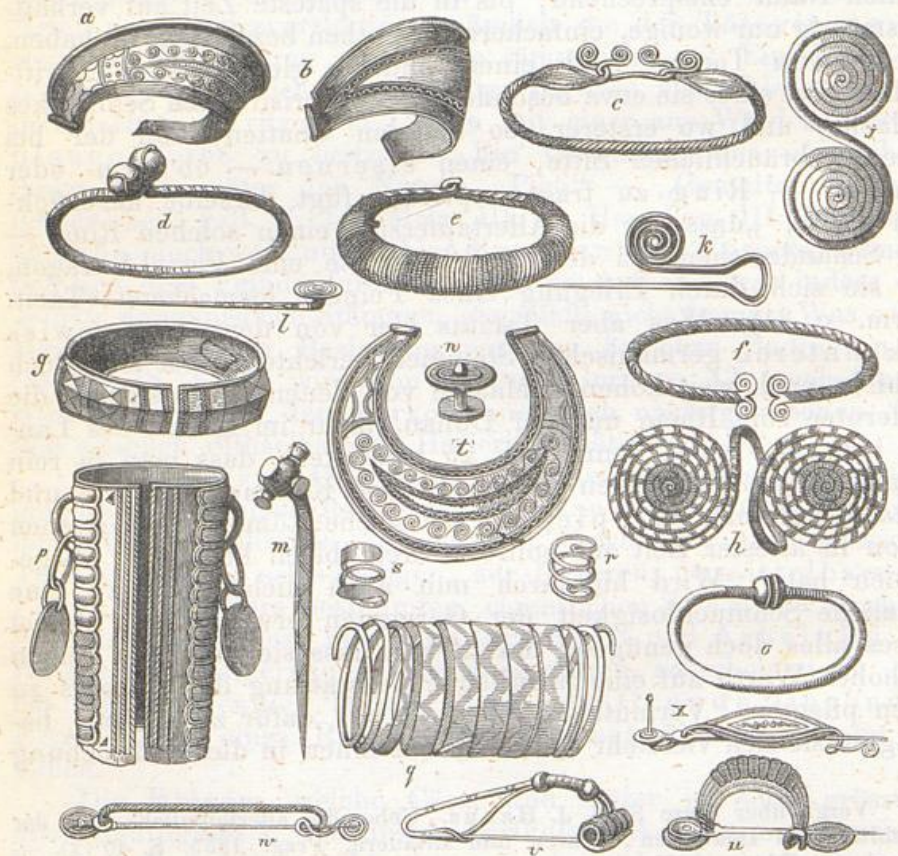
(Dio Cass. LXII. 2. ex. Xiphil.) — Kostbarer war, wie schon oben durch Virgil angedeutet (S. 620), der Schmuck der Gallier: Nächst jenem eben erwähnten Fingerring, den sie so mit den Britanniern gemeinsam führten, herrschte namentlich bei ihnen der Gebrauch goldener und zwar massiv gearbeiteter Zierden vor. Mit solchen behingen sich Männer und Weiber gleichmässig. Sie bestanden indess nicht nur wie bei jenen in starken Ringen für Hals, Handgelenke und Finger, vielmehr (wiederum durchaus nach uralter, asiatischer Weise) auch in goldenen, zum Putz der Aermel bestimmten, breiten Armbändern (Diod. V. 27. Strab. IV. 4). — Der Schmuck der Germanen scheint sich dagegen ganz ihrer einfachen, unverweichten Natur entsprechend, bis in die späteste Zeit auf verhältnissmässig nur wenige, einfachere Zierrathen beschränkt zu haben. Weder von Tacitus noch einem anderen gleichzeitigen Schriftsteller wird eines sie etwa besonders charakterisirenden Schmuckes gedacht, und wo ersterer (so bei den Chatten) von der bei ihnen gebräuchlichen Sitte, einen eisernen — ob Arm- oder Finger-? — Ring zu tragen spricht, fügt derselbe ausdrücklich hinzu, „dass nur die Allertapfersten einen solchen Ring — ein Schandzeichen bei dem Volke — wie eine Fessel¹ tragen, bis sie sich durch Erlegung eines Feindes losmachen“ (Tacit. Germ. c. 31). Was aber Tacitus hier von den ihm gewiss bekannteren germanischen Stämmen berichtet, lässt sich doch wohl in noch weit höherem Maasse von denen voraussetzen, die entfernter vom Rhein und der Donau, mehr im Innern des Landes hausten, wobei denn noch zu bemerken, dass man in rein germanischen Grabstätten zwar mehrfach Kämme von Bein und Metall, doch niemals Spiegel, wie solche Römer und Griechen schon in ältester Zeit aus polirtem Metallblech besaßen, vorgefunden hat.² Wird hierdurch nun auch nicht geradezu eine gänzliche Schmucklosigkeit der Germanen erwiesen, so deutet dieses alles doch genügend darauf hin, dass sie durchaus keinen zu hohen Werth auf eine prunkende Ausstattung des Körpers zu legen pflegten. Vermuthlich ohne selbst dafür zu sorgen, begnügten sie sich vielmehr mit dem, was ihnen in dieser Beziehung

¹ Vergl. über diese Sitte J. Hanus. Ueber die alterthümliche Sitte der Angebinde bei Deutschen, Slaven und Litauern. Prag. 1855. S. 40 (2). —

² Vergl. G. Klemm. Handbuch der germanischen Alterthumskunde. S. 64; Derselbe. Kulturgeschichte des christlichen Europas. I. S. 11 ff. A. Worsaae. Abildninger u. s. w. S. 19 ff. In römischen Gräbern am Rhein und in Frankreich kamen sie häufiger vor: s. u. A. L'Abbé Cochet. La Normandie souterraine etc. S. 67; S. 107 ff.; S. 123. Ein bei Sparo in einem Kugelgrabe gefundenes spiegelartiges Blech — man hat es auch für eine breit- ausgeschlagene, grosse Nadel gehalten — gehört sicher einer sehr späten Zeit an: s. F. Lisch. Jahrbücher u. s. w. IX. S. 332 m. Abbildung; ähnlicher Nadeln gedenkt auch schon G. Klemm. a. a. O.

theils von den Kelten, sei es durch Beute oder Tausch, überkommen, theils und zwar in späterer Zeit, vornämlich durch römische Unterhändler¹ zugeführt war. Demnach aber ist wiederum neuerdings wohl mit vollem Rechte angenommen worden,² auch „ohne im entferntesten Keltomane zu sein“, dass die bei weitem grössere Anzahl der in den von Germanen eingenommenen Ländern entdeckten, namentlich der Bronzeperiode angehörenden bronzenen, goldenen und (doch nur seltener) silbernen Schmucksachen u. s. w. vorzugsweise von der eben in diesen Ländern angesessenen, vorgermanischen (keltischen) Bevölkerung herrühre.

Fig. 227.



Unter diesen Alterthümern, die so zugleich für die formale Mannigfaltigkeit des Einzelnen die augenscheinlichsten Zeugnisse darbieten,³ nehmen zunächst die zur Anheftung und Be-

¹ G. Klemm. Handbuch d. germ. Alterthumskunde. S. 140 ff.; s. auch „Ueber Verbreitung römischer Alterthümer in den Ostseeländern“ F. Lisch. Jahrbücher. IX. S. 397. — ² K. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 16 ff.; bes. S. 21. — ³ Statt einer umfassenden vergleichenden Hinweisung im

festigung der Gewänder benutzt gewesenen Zierathen keine unwesentliche Stelle ein: Zu ihnen zählen zunächst, als den einfachsten und vermuthlich ältesten, mehr oder minder verzierte Nadeln. Sie dienten zum Zusammenfassen der Mäntel, Schulterkleider u. s. w. Jene, ohne Zweifel aus den ursprünglich wohl überall und noch zur Zeit des Tacitus (Germ. c. 17) bei den Germanen zu gleichem Zweck häufig angewendeten Dornen, spitzigen Hölzern u. s. w. hervorgegangen, wurden dann zumeist am Knopfe zierlich gestaltet (*Fig. 227. m. l*), auch wohl zu eigentlichen Spangen gebogen (*Fig. 227. k*) oder zu förmlichen Knöpfen verkürzt (*Fig. 227. n*). — Aus ihnen entwickelten sich die ebenfalls vielfach in Grabstätten vorgefundenen eigentlichen Hafteln, Fibulen oder Spangen. Diese in ihrer Weise je nach der Konstruktion und ornamentalen Ausstattung nicht minder verschieden als die Nadeln, lassen sogar — vom Einfacheren (*Fig. 227. w. x*) zum Zusammengesetzteren (*Fig. 227. u. v*) gleichsam sehr allmählig übergehend, — den oben angedeuteten Entwicklungsgang ersichtlich verfolgen. Einzelne, aus Spiralgewinden gebildete, doppelte Scheiben, theils flach, theils kegelförmig erhoben, mit und ohne Dorn (*Fig. 227. i*), die vorzugsweise germanischen Grabstätten entnommen wurden, mögen sodann gleichfalls als Kleiderhafteln, sicherer aber wohl zum Schmuck des weiblichen Haars verwendet worden sein.¹

Als unzweifelhaft einst zum Haar- und Kopfputz bestimmt, sind dagegen eine grosse Masse von langen Nadeln zu betrachten. In ihrer Ornamentirung schliessen sie sich im Ganzen den erwähnten Kleider- oder Brustnadeln an.² Nur einige machen davon insofern eine Ausnahme, als sie statt des Knopfes einen besonders verzierten Querarm tragen, der zuweilen noch ausserdem jederseits mit Blechgehängen versehen ist.³ Ferner gehören hierher bronzene, auch von Goldblech gearbeitete, diademförmige Reifen⁴ (*Fig. 227. a. b*); breite, zumeist an den Enden oval ausladende und hier besonder verzierte Ringe von glatter oder gewundener Gestalt (*Fig. 227. c. d. e*) und endlich, wie

Einzelnen, da sie bei der Massenhaftigkeit und Zerstreutheit des Vorhandenen zu endlosen Citaten führen würde, sei hier ein für allemal auf die Abbildungen u. s. w. der oben (S. 594) genannten Werke hingedeutet.

¹ Vergl. G. Klemm. Handbuch d. germ. Alterthumskunde. S. 61 ff. Taf. II. Fig. 8. Derselbe. Kulturgeschichte des christlichen Europa. I. S. 14. A. Worsaae. Afbildninger. S. 47. Fig. 190; vergl. über darauf Bezug habende französische Alterthümer: L'Abbé Cochet. La Normandie souterraine. S. 279. — ² A. Worsaae. Afbildninger. S. 46. Fig. 183—187. — ³ Derselbe. S. 45. Fig. 182. — ⁴ Eine eigenthümliche, spitzkegelförmige Kopfbedeckung von Gold, über einen Fuss hoch und 26 Loth an Gewicht, nur durch wenige Linien verziert, inwendig jedoch durch einen kupfernen Ring verstärkt, wurde im Jahre 1835 auf einem Acker in der Nähe von Speier nur einen und einen halben Fuss tief unter der Oberfläche entdeckt: s. Kunst-Blatt. Jahrgang 1835. Nr. 55. S. 232.

wenigstens als wahrscheinlich anzunehmen ist, eine Menge von kleinen, nicht mehr näher zu bestimmenden Blechen, Perlen von Thon, Bernstein und Metall, durchbohrten Steinchen u. s. w., die, insofern sie neben anderweitigen Schmucksachen vielfach vorkommen, wohl mit den Zweck hatten, dem Haar eingeflochten zu werden.

Dass viele dieser letzteren Gegenstände, auf Schnüren aneinandergereiht, zugleich als Hals- und Brustschmuck mit verwendet worden, liegt dabei natürlich ausser Frage. Zudem wurden derartige, sogar vielstrehnige Gehänge selbst in Grabstätten die der ältesten Zeit — der Steinperiode — angehören, entdeckt.¹ Im Uebrigen pflegte man ja, wie erwähnt, den Hals mit ehernen oder goldenen Ringen zu schmücken (S 624). Auch solche, den Kopfringen durchaus ähnlich gebildet, haben sich erhalten (vergl. *Fig. 227. c—d*). Wie einzelne Alterthümer vermuthen lassen, bedeckte man mitunter die Brust noch besonders mit kleineren oder grösseren, kragenförmigen Platten (*Fig. 227. t*; vergl. S. 560).

Ein grösserer Formenwechsel wie unter den Kopf- und Hals-Ringen herrschte unter den Arm- und Handgelenk-Spangen vor. Sie erscheinen theils jenen gleich gestaltet — offen oder geschlossen, flach oder gewunden (*Fig. 227. f. g. o*), in letzterer Form zuweilen sogar aus vielen, je selbständig drilirtten Dräthen zusammengesetzt² — theils als Spiralgewinde, je nach der Grösse verschieden, zur Deckung entweder des ganzen oder nur des halben Ober- oder Unterarms bestimmt (*Fig. 227. q*), theils nach Art jener oben erwähnten, spiralförmig gebildeten Doppelscheiben, nur zur seitlichen Bedeckung desselben dienlich (*Fig. 227. h*), theils aber auch, anderer noch seltener vorkommender Formen zu geschweigen, als schienenartig ausgearbeitete, glatte oder verzierte, offene oder geschlossene Rundbleche, die dann nicht selten noch besonders mit kleinen Ringen und dahinein gehängten Metallscheibchen u. dgl. verziert sind (*Fig. 227. p*).

Zudem wurden Fingerringe, meist spiralförmig (*Fig. 227. r. s*), zuweilen jedoch ebenfalls mit plattem oder gewundenem Reifen u. s. w., seltener indess Ohrgehänge und (eherne) Fussknöchelspangen, letztere zum Theil noch an den Skeletten befindlich, den Gräbern enthoben.³ —

Im Hinblick auf die Mannigfaltigkeit dieser Schmucksachen,

¹ A. Worsaae. *Afbildninger*. S. 15. *Fig. 68*; vergl. G. Klemm. *Kulturgeschichte des christlichen Europa*. I. S. 13 ff. — ² Ein besonders schönes Exemplar der Art (massiv von Gold) abgebildet in: *Memoirs illustrativ of the History and Antiquities of the Country and City of Lincoln*. London: 1850. S. XXXIII. — ³ Vergl. über dies Alles noch bes. G. Klemm. *Kultur-Gesch. des christlichen Europa*. I. S. 12; S. 16, wo zugleich zahlreiche Nachweisungen für das Einzelne. Die Ohrgehänge, welche unter A. F. Lisch. *Jahrbücher* u. s. w. IX. S. 388 ff. in Abbildung mittheilt, gehören sicher einer sehr späten Zeit an und sind — wie auch dort vermuthet wird — fremdländischen (ob aber muhamedanischen?) Ursprungs.

namentlich nach ihrer grösseren oder geringeren Kostbarkeit in Stoff und Arbeit, dann aber auch auf Grund der schon mehrfach berührten, bei Galliern, Briten und Germanen im Allgemeinen vorgeherrschten, kleidlichen Unterschiedes der Stände, erhellt zugleich, dass auch bei ihnen schon frühzeitig

die Tracht in ceremonieller Beziehung

eine mehr oder minder umfassende Bedeutung gewonnen und sie sich somit auch nach dieser Seite hin zu besonderen, charakterisirenden Formen entwickelt hatte. Die schriftlichen Nachrichten darüber sind allerdings nur dürftig: Am wenigsten zu reichend, insofern sie das privatliche Leben dieser Völker, deutsamer, insofern sie das religiöse und staatliche Verhalten derselben betreffen.

Die mit dem Privatleben zusammenhängenden Erscheinungen der Art — die gleichsam symbolische Bezeichnung gewisser Lebensverhältnisse und Zustände durch die Tracht — erstreckten sich bei den auf niederer Stufe sittlicher Bildung stehenden Britanniern wohl kaum über die Grenze rohester Bethätigung. Bei ihnen herrschte noch in spätester Zeit, darf man den Berichten Glauben schenken, die ungebundenste Geschlechtsvermischung, ja sogar zwischen Eltern und Kindern vor: Durchaus zügellos bei den wilden Kaledoniern und Mäaten, gewohnheitsrechtlicher bei den gebildeteren Stämmen; bei allen jedoch in dem Grade, dass eben weder bei diesen noch bei jenen ein eigentlicher Familienverband, die Grundbedingung für die Ausbildung jener Aeusserungsformen, vorauszusetzen ist (vergl. Cäs. bell. gall. V. 14. Strab. IV. 5. Herodian. III. 14. Dio Cass. LXXVI. 12 ff.). — Anders schon bei den Galliern. Ungeachtet auch sie einer ähnlichen Lascivität, selbst unnatürlichen Lastern im hohen Grade ergeben waren, wussten sie dennoch das Weib zu schätzen. Bei ihnen bestand die Ehe sogar in allgemein gültiger Form: Kontraktlich wurde sie geschlossen, dem Vater jedoch die unumschränkte Gewalt über Leben und Tod der Familienglieder zugestanden. Daneben herrschte die Sitte, dass der Vater nicht eher mit seinem Sohne Umgang pflege, bevor dieser die Mannbarkeit erreicht und waffenfähig geworden; ferner der Gebrauch, die Todten mit möglichster Pracht zu bestatten. Bei so ausgebildeten Verhältnissen aber ist anzunehmen, dass die Gallier auch in der Tracht das Mittel gefunden hatten, sie nach aussen bestimmt zu bezeichnen ¹ (vergl. Cäs. bell. gall.

¹ Ueber die Massalieten, die Strabo (IV. 1) ihrer Einfachheit wegen rühmt, berichtet er, dass die Aussteuer einer Tochter die Summe von 100 Goldstücken nicht überschreiten darf, wozu dann noch (gesetzlich bestimmt) 5 Goldstücke zu einem Kleide und 5 für Schmuck hinzugefügt werden. — Sehr merkwürdig ist, wenn derselbe (IV. 4) von den Männern erzählt dass sie

VI. 18. 19. Strab. IV. 1. 4. Diod. V. 28. 32). — Die hohe Achtung welche das weibliche Geschlecht bei den Germanen genoss, die bei ihnen damit verknüpfte innigere Uebereinstimmung zwischen Mann und Weib in Betreff der Liebe, und endlich die darauf gegründete höhere Weihe ihres Familienlebens wird ausdrücklich von Tacitus (c. 19) und, gerade im Gegensatz zu dem lasciveren Leben der Gallier, von Cäsar (bell. gall. VI. 21) hervorgehoben. Ersterer namentlich gedenkt rühmend der „unantastbaren Keuschheit“ der germanischen Frauen und der unter dem Volke im Allgemeinen herrschenden Sitte der Monogamie; ferner des bei ihnen üblichen Gebrauchs, der Geliebten nicht etwa unnütze Dinge, vielmehr ein „gezäumtes Pferd, ein Schild nebst Framea und ein Schwert als Hochzeitsgeschenk darzubringen, und endlich der harten Strafe für Ehebrecherinnen, sie der Haare zu berauben und von aller Kleidung entblösst durch das Dorf zu peitschen.“ Erfährt man dann ferner, dass selbst die Weiber nicht anstanden neben ihren Männern zu fechten oder diesen wohl gar in den Tod zu folgen und dass man die Leichen (der in der Schlacht Gefallenen) mit den Waffen zu bestatten oder zu verbrennen pflegte (Tac. Germ. c. 27), der junge Germane indess so lange nackt und im Schmutz den abhärtendsten Strapazen ausgesetzt blieb, bis er, zur Mannbarkeit und Wehrhaftmachung herangereift (Tac. Germ. c. 20), mit Schild und Speer geschmückt ward,¹ so berechtigt alles dieses gewiss zu dem Schluss, dass das Privatleben vorzugsweise der Germanen selbst schon in sehr früher Zeit gewissermaassen ceremoniell entwickelt² und, nach Maassgabe seiner Einzelverhältnisse in besonderen, sie je bestimmter bezeichnenden Formen zur äusserlichen Erscheinung gekommen war.

In kultureller Beziehung³ ist dies sowohl bei den Britanniern und Galliern, wie bei den Germanen ersichtlich: Einerseits, als durch das Wesen ihres Kultus selbst bedingt, andererseits, als durch die Träger und Vertreter desselben mithervorgehoben und befördert. — Die religiöse Anschauung der beiden zuerst genannten Völker hatte in dem Druidenthum, die der Ger-

sich bestreben, nicht fett zu werden, und dass, wenn ein junger Mann in dieser Hinsicht das gewöhnliche Maass des Gürtels überschreitet, derselbe in Strafe fällt.

¹ Vergl. G. Klemm. Handbuch der germanischen Alterthumskunde. S. 86. (Note). — ² Vergl. u. A. A. Munch. Die nordisch-germanischen Völker (1853). S. 243 ff.; bes. S. 246. — ³ S. überhaupt: C. K. Barth. Ueber die Druiden der Kelten und die Priester der alten Deutschen. Erlangen. 1826. J. B. Bouché. Druides et Celtes ou histoire de l'origine des sociétés et de sciences. Paris. 1848. W. Wachsmuth. Allgemeine Kulturgeschichte. I. S. 276. G. Klemm. Allgem. Kulturgeschichte. VIII. S. 36 ff. C. Brandes. Kelten und Germanen. S. 33; S. 40; S. 160; S. 265. Ueber die Religion der Germanen insbes.: G. Klemm. Kulturgeschichte des christl. Europa. I. S. 56 ff. A. Munch. Die nordisch-germanischen Völker (1853). S. 206 (3) ff.; dazu die betreffenden Stellen bei J. Grimm. Deutsche Mythologie (3. Ausgabe). Göttingen. 1844.

manen in einer von diesem sich nach Form und Haltung unterscheidenden Priesterschaft eine Stütze gefunden. Jenes, vermuthlich ausgebildet in Britannien und so erst von hier aus auf die Gallier übertragen, war zu einem vielgegliederten Institut erwachsen; diese aus den dem germanischen Stamme eigenen, mehr patriarchalischen Lebensverhältnissen hervorgegangen, äusserlich weniger fest zu einer Gesamtheit verknüpft.¹ Ersteres ausgestattet mit mannigfachen Geheimlehren und einer sich über die Erscheinungen der Natur weitverbreitenden Symbolik, bildete für Britannien und Gallien zugleich den eigentlichen Centralpunkt aller wissenschaftlichen Kultur; letztere, ausschliesslicher kulturelle Zwecke verfolgend, zählte bei ihrem Volke überhaupt nur zu dem von ihm im Allgemeinen hochgeachteten Stand der Aeltesten und Weisen. Dem Druidenthum war es gelungen, sich jeglicher Abgaben zu entlasten und zu grossen Reichthümern zu gelangen, seine Macht durch Bannspruch und Zauberei sogar über die Könige auszudehnen, sich selbst aber von jeder persönlichen Theilnahme am Waffenhandwerk frei zu erhalten. Bei den Germanen dagegen war die priesterliche Würde meist mit der des Herrschers vereinigt, aber auch da, wo sie selbständig bestand, nie den Willen desselben gewaltsam bestimmend; in den Heerzügen allein leitete sie die Zucht der Krieger. — Beiden Religionen gemeinsam war eine mysteriöse Ausübung des Kultus, verbunden mit Menschenopfern, Wahrsagerei und schauererregenden Ceremonien; alles dies jedoch wiederum grausamer und phantastisch wilder im Druidenthum, ernster und gemessener bei den Germanen. Hier wie dort verfolgten die Priester zugleich den Zweck richterlicher Vermittelungen, vor allem aber die Absicht namentlich durch ihre Lehren über eine Fortdauer nach dem Tode das Volk für die ungebundenste Tapferkeit in der Schlacht — für den Heldentod — zu begeistern. Zudem gab es sowohl im Druidenthum wie bei den Germanen neben den Priestern auch heilige Frauen. Sie besorgten theils mit jenen den eigentlichen Dienst an den Stätten der Götterverehrung, theils lagen sie der Zauberei und Wahrsagekunst, oder, so vorzugsweise bei den Germanen wo sie in besonderem Ansehen standen, der Kräuterkunde und einem daran geknüpften, jedoch mit dem Schleier geheimer Wissenschaft umhüllten, medicinischen Heilverfahren ob (Cäs. bell. gall. VI. 13—18. 21. Tacit. Annal. XIV. 30. 32; Germ. 9. 39. 40. 43. Plin. XVI. 93. 95. Diod. V. 31. Strab. IV. 4. Suet. Cäs. 54. Valer. Max. II. 6).

Ganz den angedeuteten Verhältnissen entsprach die kleidliche Repräsentation der priesterlichen Würde: Im Druidenthum war sie durch die Rangordnung der einzelnen Glieder desselben und den Reichthum des Ordens, bei der germa-

¹ Vergl. Tacit. Germ. c. 7. 10. 40. 43; Annal. I. 57. 59.

nischen Priesterschaft jedoch, wie anzunehmen ist, nur durch die an sie geknüpfte Ansicht von einer gleichmässigen Heiligkeit ihrer Einzelbestände ohne Rücksicht auf besondere Rangunterschiede u. s. w. bestimmt worden. Dabei hatte indess das im Alterthum überhaupt als Feierkleid geltende ungefärbte reine Linnengewand von wallender Fülle und schleppender Länge sowohl hier wie dort seine Geltung bewahrt; bei den gallisch-britischen und germanischen Priestern war und blieb es noch lange, selbst nachdem der Kultus bereits die mannigfachsten Wandelungen und Abschwächungen erfahren, ja bis in das spätere christliche Mittelalter hinein das eigentliche Ceremonienkleid.

Fig. 228.



Sämmtliche höheren Grade im Druidenthum waren durch derartige Gewänder ausgezeichnet.¹ Sie bestanden, wie dies zugleich einzelne in Frankreich — in der Nähe von Metz, Autun u. a. O. — aufgefundene, skulptirte Darstellungen von Priesterfiguren sicher vergegenwärtigen (Fig. 228. a--d),² in einem längeren

¹ Das Nähere über die Ordenskleidung nach z. Th. späteren Berichten bei C. Barth. Ueber die Druiden u. s. w. S. 26; S. 32 ff. — ² Alle hierhergehörigen Monumente, soweit sie bis jetzt bekannt, sind wohl sicher als römische oder doch als unter dem unmittelbaren Einfluss römischer Künstler ausgeführte Arbeiten zu betrachten. Sie stammen somit gewiss aus einer verhältnissmässig späten Zeit. Dies ist namentlich für die hier unter Fig. 228. c. d. beigebrachten Abbildungen mit Entschiedenheit anzunehmen. Sie zeigen theils die Anwendung förmlicher „Schauben“, wie sie erst das christliche Mittelalter vorzugsweise beliebte, theils aber auch den Gebrauch der Mantelkapuze (d), eine Tracht, die zwar, wie Salmasius und Casaubonus bezeugen (vergl. M. Sach. Beiträge zur Sprach- und Alterthumsforschung. Berlin. 1852. S. 135), in Gallien oder Illyrien zu Hause war und von dort zu den Römern wanderte, gewiss aber nicht schon in alter Zeit zu der Form, in der sie hier erscheint, ausgebildet war.

oder kürzeren hemdförmigen Unterkleide und einem Obergewande das (entweder vorn offen oder geschlossen) mit langen weiten Ärmeln versehen war, oder statt dessen in einem nur zum umhängen bestimmten Mantel, den eine Haftel oder Schulterspange auf der Achsel schloss. Diese letztere feierlicher erscheinende Art des Ueberwurfs nebst der Anwendung sehr langer Unterkleider blieb vermuthlich der Tracht des Oberpriesters („Coibhi-Druid“) vorbehalten. Ihn zeichnete ausserdem eine Kopfbedeckung (eine Mütze, ähnlich der noch heut in Bearn üblichen) oder, nachdem es die Ceremonie erforderte, ein frischer Eichenkranz aus. Zu seinen anderweitigen, symbolisirenden Abzeichen gehörten dann ferner: Mit dem Zeichen des Pentalfa („Drudenfusses“) gezierte Schuhe, ein längerer oder kürzerer scepterförmiger Stab mit Knopf, ein in Gold gefasstes Schlangenei, eine zum abschneiden der heiligen Mistel bestimmte goldene Sichel u. s. w. — In ähnlicher Weise, doch in absteigendem Maasse der Kostbarkeit, war dann jeder einzelne Weihegrad wiederum besonders charakterisirt. Allen war geboten das Haar kurz, den Bart lang zu tragen; den Barden oder heiligen Sängern aber ein Unterkleid und Mantel von brauner Farbe zugewiesen und zugleich verordnet, letzteren nur mit einer hölzernen Haftel zu schliessen. — Von dunkler Färbung waren auch, wie es scheint, die Gewänder der heiligen Weiber oder Druidinnen: Diejenigen wenigstens welche sich bei der Eroberung der Insel Mona (Anglesey) — des Hauptsitzes des britischen Druidenthums — den römischen Kriegern gegenüberstellten „waren eingehüllt in Trauerkleidern. Mit aufgelöstem Haar, brennende Fackeln schwingend rannten sie unter wildem Geheule gleich Furien längs dem Ufer daher, die britannischen Streiter zur Tapferkeit aufmunternd“ (Tac. Annal. XIV. 30).

Die Bekleidung der germanischen Priester bestand vermuthlich durchgängig in einem der weiblichen Gewandung nicht unähnlichen linnenen Hemde und mag somit nur wenig von der der heiligen Weiber verschieden gewesen sein. Jener gedenkt Tacitus (Germ. 43) bei Erwähnung der „Nahanarvalen“, dieser aber Strabo (VII. 2) bei Besprechung der Cimbrer: Die Weiber die hier, gleich jenen Druidinnen, sich den Schaaren der Krieger angeschlossen hatten, einerseits um deren Muth zu entflammen, andererseits um die Gefangenen sofort dem Kriegsgotte (?) zu opfern, waren je mit einem Untergewande, gegürtet mit eherner Spange, und darüber mit einem linnenen Mantel, den eine Schulter Schnalle hielt, angethan. Ungeachtet auf ihnen ein hohes Alter lastete gingen sie dennoch baarfuss, das schon ergraute Haupt mit einem Kranze geziert, in der Hand das Opferschwert tragend (vergl. Cäsar. bell. gall. I. 50. 51. Plutarch. Cäs. Dio Cass. XXXVIII. 48).

Hinsichtlich des staatlichen Lebens¹ war es bei Britanniern, Galliern und Germanen vor allem eine Volksgliederung in Stände, wie solche ja überall, auf patriarchalischen Urverhältnissen beruhend, zunächst eine nur einfache, in Folge kriegerischer Besitznahmen minder kultivirter Bevölkerungsschichten jedoch eine weitere Gestaltung gewinnt, was jene zu einer Repräsentation auch weltlicher Macht und Würde veranlasst hatte (S. 601). — Ungeachtet jedes dieser Völker in eine unzählige Menge von Stammverbänden zerspalten war, standen sie doch sämmtlich je unter bestimmten Oberhäuptern; diesen zur Seite war sodann die Gesamtmasse der eigentlichen Freien oder des Adels getreten und erst an diese schlossen sich, als Rest der Unterjochten, die Unfreien oder Knechte an. Aber auch der Adel, je nach Besitzthum und Macht mehr oder minder an den nur aus ihm durch Wahl hervorgerufenen obersten Machthaber gebunden, bildete so wiederum unter sich einen getheilten Stand, der, theils trotzend, theils freiwillig oder gezwungen dienend, entweder seinen Widerpart oder seine Gefolgschaft ausmachte. Das Entscheidende für die Häuptlingsschaft blieb dabei hier wie dort persönlicher Muth in der Schlacht und kriegerische Gewandtheit. Bei den wenn auch an sich rohen Britanniern war es doch selbst Weibern nicht versagt, sich an die Spitze des Volkes zu stellen. — Unter den Galliern erlitt, wie bemerkt, die Macht der Fürsten durch die Druiden eine Beschränkung, unter den Germanen dagegen genossen sie zugleich als Vertreter des Volkes und der Gottheit ein unbegrenztes Ansehen und Vertrauen. Dort bestimmte ihre Macht ihre Stellung, hier ausserdem die damit verknüpfte sittliche Würde. Jenen folgte die Schaar, angestachelt durch äussere Gefahr, aus persönlicher Lust am Kampf, an diesen hing sie todesmuthig, mit unerschütterlicher Treue.² Bei den Germanen urtheilte in Staatsangelegenheiten die Volksversammlung der Freien unter Vorsitz des Königs, bei den Galliern indess stand diesem, doch wohl überhaupt nur unter unmittelbarem Einfluss der Priester, die letzte entscheidende Stimme zu; u. s. w. (vergl. Cäsar. bell. gall. III. 9. VI. 13 ff. VII. 32. 33. Tacit. Agric. 16; Annal. XIV. 35; Germ. 11. 12. 13. 14. 25.)

Gleich wie sich demnach bei den Galliern — ohne Zweifel auch bei den Britanniern — Macht und Ansehen des Adels und so insbesondere auch der Oberhäupter wesentlich nur auf das

¹ Vergl. auch hierfür im Allgemeinen W. Wachsmuth. Allgemeine Culturgesch. I. S. 275 ff. G. Klemm. Allgem. Culturgesch. VIII. S. 38 ff.; desselben Culturgesch. des christlichen Europa. I. S. 40 ff. A. Munch. Die nordisch-german. Völker (1853). S. 165, und mit Bezug auf das Germanenthum insbes. die betreffenden Stellen bei J. Grimm. Deutsche Rechtsalterthümer. 2. Ausgabe. Göttingen. 1854. — ² Vergl. auch über diese Verhältnisse: W. Hinrichs. Die Könige. Entwicklungsgeschichte des Königthums u. s. w. Leipzig. 1852. S. 170 ff.

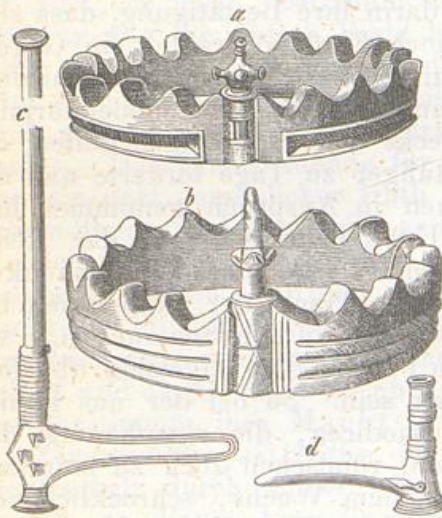
Besitzthum derselben an Land, Leuten u. s. w. gründete, scheinen sie sich denn hinsichtlich einer Repräsentation ihrer Würde auch einzig darauf beschränkt zu haben, sie durch eine möglichst glänzende Ausstattung ihrer Person und der sie umgebenden Diener- oder Gefolgschaft zur Geltung zu bringen. Ausser einem — wie schon oben erwähnt wurde (S. 620) — glänzenden Schmuck, wodurch sich die Gesandten oder Häuptlinge vor ihren Untergebenen auszuzeichnen strebten, galt ihnen hauptsächlich die Zahl der sie begleitenden Schutzgenossen oder Vasallen als der zumeist maassgebende Ausdruck ihres Standes. Diese schon dem Cäsar (bell. gall. VI. 15) auffällige Erscheinung, der er ausdrücklich noch mit den Worten gedenkt dass ihnen jede anderweitige (attribute) Bezeichnung von Macht und Ansehen fremd sei, findet zugleich darin ihre Bestätigung, dass sich bis jetzt weder in Frankreich noch England irgend ein Gegenstand aus der Bronzezeit vorgefunden hat, der mit Entschiedenheit dagegen spräche. Weder eine kronen- noch diademförmige Kopfbedeckung wurde hier entdeckt und die wenigen Reifen, die man dort wie in Deutschland häufiger zu Tage förderte und die man wohl für derartige Abzeichen in Anspruch genommen hat, sind bereits durch gründliche Untersuchungen aus der Reihe solcher Insignien zu gewöhnlichen Gefäss- oder Eimergehäusen zurückgeführt worden.¹ — Auch die Tracht der Königinnen bei dem britannischen Volke scheint, ausser durch Schmuck u. s. w., in nichts von der bei vornehmen Frauen dort allgemein üblichen Kleidung verschieden gewesen zu sein. So bei der aus königlichem Geschlecht stammenden Boadicea, die eigenhändig das Schwert ergriff, um ihr Volk vom römischen Joch zu befreien: „Sie, mächtig gebaut und von hohem Wuchs, schrecklich von Ansehen und durchdringendem Blick, mit weittönender Stimme und einem langen blonden Haar begabt, das aufgelöst bis über die Hüften hinabwallte, trug eben nur ein langes Unterkleid von buntem quadrirten Zeuge, darüber einen Kriegsmantel mit einer Spange geschlossen und um den Hals eine ebenso grosse als schwere goldene Kette (Dio Cass. LXII. 2).

Bei den Germanen dagegen gewann die fürstliche Gewalt auch in äusserlicher Beziehung wohl eher einen entschiedeneren symbolischen Ausdruck. In ältester Zeit allerdings, wo sich an sie allein der Begriff einer mehr innerlich wie äusserlich begründeten höchsten Machtvollkommenheit knüpfte, mag die Kleidung auch der germanischen Fürsten oder „Führer des Volks“

¹ Hierher gehört unter anderen auch die bei Xanten gefundene und bei P. Houben (Denkmäler von Castra Vetera und Colonia Trajana u. s. w. Xanten. 1839. Tab. XLVIII.) abgebildete Krone; vergl. darüber und über andere dahin einschlagenden Alterthümer die Bemerkungen W. Lindenschmits u. s. w. mitgetheilt bei L'Abbé Cochet. La Normandie souterraine etc. S. 392 ff. Mit Abbildungen.

nur wenig von der der Freien überhaupt ausgezeichnet gewesen sein. Mit diesen zunächst theilten sie dann zum Unterschiede von den Unfreien (den Sklaven und Knechten) das frei herabfallende lange Haar; später indess (ob aber schon in der hier in Rede stehenden Epoche, was sehr zu bezweifeln)¹ nachdem der Königstitel zugleich ein ihm entsprechendes reicher gestaltetes Aussenleben mitbedingte, traten zu diesem als äussere Zeichen seiner Besonderheit auch Mantel, Krone und Scepter hinzu. — Gegenstände der letzteren Art, sämmtlich von Bronze oder Kupfer, wurden mehrfach in germanischen Gräbern entdeckt (Fig. 229. a—d), ohne jedoch den Zeitpunkt ihrer Entstehung mit Sicherheit näher bestimmen zu können.² Die Scepter oder „Kommandostäbe“ (Fig. 229. c. d), bald in Form einer Axt oder Hacke, sind meist hohl gegossen und somit durchaus nicht als eigentliche Waffe zu deuten; die Kronen zum Theil massiv von Kupfer hergestellt. — Hierher gehören dann vielleicht, als Abzeichen fürstlicher Weiber, auch jene oben (S. 626) abgebildeten Diademe: Ein Schmuck, der bei den orientalischen Völkern, wie ja schon bei den alten Assyriern u. s. w. (S. 205 ff.) indess gleichfalls die männlichen Würdenträger und zwar

Fig. 229.



in umfassender Weise charakterisirte. — Nächstdem zeichnete auch die germanischen Fürsten eine möglichst zahlreiche Gefolgschaft aus. Sie war aus der wehrhaften Jugend der edelsten Geschlechter gebildet und somit stets bewaffnet, wie denn insbesondere das Recht,

die Waffen

zu führen, von den keltisch-gallischen und -britannischen Völkern, vorzugsweise aber von den Germanen als das wesentliche Merkmal des freien Mannes, als dessen höchste Zierde überhaupt betrachtet wurde.

¹ S. J. Grimm. Deutsche Rechtsalterthümer. S. 241. — ² Vergl. G. Klemm. Handbuch der germanischen Alterthumskunde. S. 207 ff.; derselbe. Kulturgeschichte des christlichen Europa I. S. 42 (Note). F. Lisch. Jahrbücher des Vereins für mecklenburg. Geschichte u. s. w. X. S. 272 versetzt die eine der Kronen (von Admanshagen, hier Fig. 229. b) in die ersten Zeiten der Bronzeperiode; vergl. daselbst XIV. S. 315.

Die Rüstung der Britannier, die Mela (III. 6) in freilich ziemlich allgemeinem Sinne als „keltisch“ bezeichnet, war je nach dem Bildungsgrade der Stämme gewiss eine sehr verschiedene. Nach sicheren Zeugnissen bestand sie hauptsächlich aus grossen vorn abgespitzten Schwertern und nur kurzen Handschilden, dazu aus kurzschäftigen Lanzen, die je, zur Verstärkung des Stosses,¹ an dem der Spitze entgegengesetzten Ende mit einer ehernen Kugel beschwert waren, und aus kurzen Messern oder Dolchen. — Schutzbedeckungen, wie Helme und Brustbepanzerungen, waren ihnen fremd (Tacit. Agric. 36. Dio Cass. LXII. 12. LXXVI. 12. Herodian. III. 14).

Dieser Rüstung durchaus ähnlich (ebenfalls „keltisch“ genannt) soll die der Gallier gewesen sein (Mela III. 6. Plin. hist. nat. XVII. 4. XXX. 3). Folgt man indess ferneren Angaben, so stellt sich diese im Ganzen und Einzelnen doch bei weitem ausgebildeter dar wie jene. Diodor (V. 29. 30), der nächst Cäsar (bell. gall. VII. 31) wiederum auch hierüber gut unterrichtet erscheint, lässt sogar auf eine sehr vollständige Schutz- und Trutzbewaffnung mindestens der Vornehmen oder des Adels zurückschliessen. Die von Einzelnen hervorgehobene Uebereinstimmung zwischen britannischer und gallischer Rüstungsweise dürfte also hier wie dort wohl nur für die minder gebildeten Stämme, für die volksthümliche Bewaffnung im Allgemeinen, Gültigkeit haben. — Zu den von Diodor näher bezeichneten Rüststücken der gallischen Krieger gehörten als Schutzwaffen grosse Schilde von Mannshöhe, echerne Helme und Brustbepanzerungen. Letztere bestanden (ganz nach orientalischer Art) zum Theil aus eisernen, vermuthlich auf Leder befestigten Reifen oder Platten; die Helme dagegen, wie auch aus Gräberfunden hervorzugehen scheint,² zumeist ebenfalls aus metallenen, doch über eine kegelförmige wiederum von Leder gearbeitete Kappe befestigten Bändern. Die Helme waren mit hochemporstehenden Zierrathen in Gestalt von Hörnern, Vögeln und vierfüssigen Thieren versehen, die Schilde aber mit besonderen Zeichen bunt bemalt. — Unter den Angriffswaffen nahm, abermals an die asiatische Urheimath dieses Volkes erinnernd, neben Wurfspiessen und Schleudern, Bogen und Pfeil mit eine Hauptstelle ein (Cäsar. bell. gall. VII. 31). Zudem führte es besondere Arten von Wurf Pfeilen, die theils gleich einem Speer aus freier Hand, theils vermittelt eines daran befestigten Riemens gegen den Feind geschleudert wurden. Erstere hiess Mataris, jene Cateja. Letztere trug, wohl ähnlich der britannischen Speere, an dem einen Ende einen kolbenförmigen Knopf von Metall, der, wie der Schaft

¹ Dies wohl der eigentliche Zweck, nicht, wie erzählt wird, um damit ein Getöse hervorzubringen, den Feind zu schrecken. — ² L'Abbé Cochet La Normandie souterraine. Sec. Edit. S. 18 ff.; S. 393 ff.; vergl. A. Worsaae. Abildninger. S. 34. Fig. 148.

überhaupt, mit metallenen Stacheln besetzt war. Bevor man sich ihrer bediente, pflegte man den Knopf im Feuer zu erhitzen.¹ Sie, vermuthlich ebenfalls asiatischen Ursprungs, mag vielleicht jener Waffe entsprochen haben, der bereits oben als persisches Rüststück Erwähnung geschah (*Fig. 149. f*). Anderweitige Waffen waren ein langes, jedoch sehr dünnes und leicht biegsames Schwert, das (wiederum wie bei den Persern) an der rechten Seite getragen wurde; ferner, selbstverständlich, kleinere dolchartige Messer u. dergl. — Zudem hatten die Gallier zum signalisiren in der Schlacht grobtönende Trompeten von Leder oder, was wohl wahrscheinlicher ist, von starkem Metallblech (Cäsar. V. 31. Diod. V. 29. 30. Strab. IV. 4. Livius. XXI. 28. XXII. 46. XXXVIII. 21).

Im Verhältniss zu dieser so ausgebildeten Rüstungsweise der vornehmeren gallischen Völkerschaften scheint die der Germanen selbst noch zur Zeit ihrer näheren Bekanntschaft mit dem bereits nach allen Seiten entwickelten römischen Heerwesen überaus einfach gewesen zu sein.² Mit Ausnahme einiger germanisch-belgischen Stämme und solcher, die ebenfalls im längeren Verkehr mit Galliern oder Römern sich Einzelnes von der Bewaffnung derselben angeeignet hatten (Tacit. hist. IV. 12. 29. 61. Dio Cass. LV. 24. Strab. IV. 4), kannte der von ähnlichen Einflüssen unberührt gebliebene Theil des Volkes im Wesentlichen als Schutzwaffe allein den Schild, als Angriffswaffen aber überhaupt eine nur geringe Zahl von Rüststücken: Die Benutzung von Helm und Panzer blieb selbst noch in spätester Zeit einzig auf die obersten Heerführer beschränkt. Sie dann mochten diese Gegenstände theils wohl der Kriegsbeute, theils dem mit den Nachbarvölkern geführten Tauschhandel verdanken.

Wo Tacitus (Germ. 6) auch in dieser Beziehung von den Germanen spricht und zugleich aus der Art ihrer Rüstung schliesst, dass sie an Eisen eben keinen Ueberfluss haben, hebt er als die von ihnen zumeist geführte Waffe nur eine besondere Art von Speeren hervor, die, Frameen genannt, mit kurzen, schmalen, jedoch sehr scharfen eisernen Spitzen bewehrt sind und von ihnen sowohl im Nahe- als Fernkampf mit gleicher Gewandtheit und nachhaltigster Wirkung gehandhabt werden. „Nur Wenige“ — fährt derselbe fort — „bedienen sich der Schwerter oder grösseren Lanzen“ und selbst „der Reiter begnügt sich mit Schild und Framea. Die Fussgänger dagegen führen auch Wurfgeschosse: Jeder mehrere, die sie mit unglaublicher Geschicklichkeit zu schleudern verstehen. Im Uebrigen kennen sie keinen kriegerisch-prahlenden Schmuck, ausser dass sie ihre

¹ Vergl. über diese Waffe C. v. Minutoli. Notiz über den am 24. Okt. 1831 im sogen. Hause des Fauns zu Pompeji aufgefundenen Mosaikfussboden. Berlin. 1835. S. 10 ff. — ² S. u. A. A. Munch. Die nordisch-germanischen Völker (1853). S. 248.

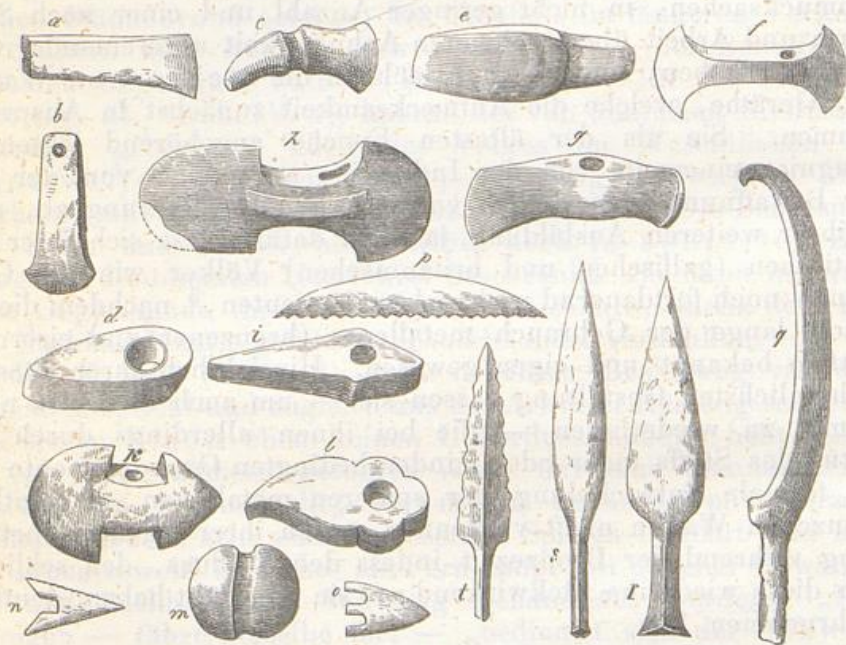
(eben nicht allzu festen, von Brettern oder Ruthengeflecht gefertigten)¹ Langschilde mit den schreiendsten Farben bemalen. Wenige haben einen Brustschutz und kaum Einer oder der Andere eine schützende Kopfbedeckung.“ — Ausser durch diese wohl von allen germanischen Stämmen namentlich in älterer Zeit vorzugsweise gemeinsam geführten Waffen waren dann einzelne, wie die schon erwähnten Harier, noch durch schwarze Schilde (Tacit. Germ. 43) und nur wenige anderweitige Rüststücke ausgezeichnet. Zu ihnen zählten, wie theils schriftliche Angaben, vor allem aber auch dafür die Gräberfunde u. s. w. selbstredend bezeugen, steinerne, bronzene und eiserne Keulen, Streitäxte oder Beile, grössere und kürzere Messer, sehr lange und schwere Lanzen, ja, wie es scheint, selbst Bogen und Pfeil (vergl. Tacit. Annal. I. 64. II. 14. 21; Histor. IV. 17 ff. Dio Cass. XXXVIII. 49. Florus. IV. 12. Ammian. XXII. 8).

Bei Betrachtung nun der eben erwähnten Kriegs-Alterthümer,² die wie mehrfach vorbemerkt sich in den ausseritalischen (west-, mittel- und nordeuropäischen) Ländern, gleich den Schmucksachen, in nicht geringer Anzahl und einer nach Stoff Form und Arbeit überraschenden Aehnlichkeit untereinander vorgefunden haben, sind es hauptsächlich die steinernen Waffen und Geräthe, welche die Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch nehmen. Sie als der ältesten Epoche angehörend legten ja Zeugniß einerseits von der Industrie, andererseits von der Art der Bewaffnung einer selbst vorkeltischen Bevölkerung ab, und in ihrer weiteren Ausbildung ja auch dafür, dass sich ihrer die keltischen (gallischen und britannischen) Völker wie die Germanen noch fortdauernd nebenher bedienten,³ nachdem diesen schon lange der Gebrauch metallener (bronzener und eiserner) Waffen bekannt und eigen gewesen. Hinsichtlich ihrer ältesten urthümlichsten Gestaltung lassen sie — um auch dies hier noch einmal zu wiederholen — die bei ihnen allerdings durch die Natur des Stoffs mehr oder minder bedingten Grundelemente für die formale Entwicklung der späteren metallenen, namentlich bronzenen Waffen nicht verkennen, nach ihrer eigenen Fortbildung während der Bronzezeit indess den Einfluss, den schliesslich diese wiederum rückwirkend auf sie ausgeübt haben, deutlich wahrnehmen.⁴

¹ Tacitus. Annal. II. 14. Cäsar. bell. gall. II. 33. — ² Nächst den vielfältigen Angaben über deren Auffindung, Form, Anwendung u. s. w. in den oben (S. 594) genannten Werken s. bes. für das Einzelne die vergleichenden Zusammenstellungen bei A. Worsaae. *Abbildninger ff. u. G. Klemm. Werkzeuge und Waffen.* Lpzg. 1854. — ³ Das Unstatthafte, die steinernen Geräthe und Waffen als einzig zum Opferdienst und symbolischen Gebrauche bestimmt zu betrachten, wie dies wiederholentlich geschehen (s. E. Kirchner. *Thors Donnerkeil und die steinernen Opfergeräthe des nord-germanischen Heidenthums u. s. w.* Neu-Strelitz. 1853) ist von Rosenberg gewiss mit Recht angemerkt worden. S. d. Not. S. 640. — ⁴ Vergl. über die Steinäxte aus der Bronzezeit: A. Worsaae *Abbildninger.* S. 21 ff. Fig. 74—80.

Die überwiegende Masse der dem eigentlichen Steinzeitalter angehörenden Gegenstände¹ ist aus dem leicht spaltbaren und stets in scharfe Kanten brechenden Flint- oder Feuerstein, seltener aus Trapp, Kieselschiefer, Grünstein u. dergl., vermittelt oft äusserst geschickt geführten Schlags und Schiffs hergestellt. Ihrem augenscheinlichen Zweck nach (zugleich Rüst- und Handwerkszeug) zerfallen sie in Hieb- oder Stoss- und in Schleudergeräthen, ihrer Form nach in meissel-, beil-, hammer- und dolchartige Instrumente, wozu denn noch, einestheils als Wurfgeschosse, eigentliche Steinkugeln, andertheils, überhaupt aber mehr als Ausnahmen, säge- und messerähnlich zugehauene Flintsplinter (nicht selten von besonders zierlicher Bildung) gehören. — Unter sämtlichen Steinsachen nehmen sodann, der Zahl nach, die zuerstgenannten die Hauptstelle ein, so dass sich vor allem das Beil oder die Streitaxt als die in jener Frühzeit am allgemeinsten verbreitete Waffe darstellt.

Fig. 230.



Die sämtlichen Beilen zu Grunde liegende Form ist die des einfachen Meissels, wie sich solcher bald mit flacher, bald

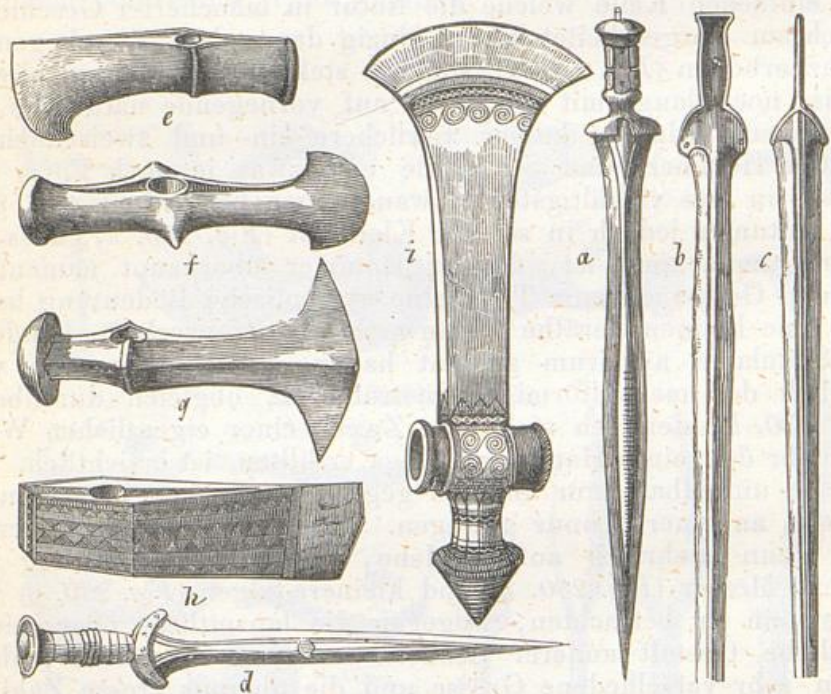
¹ Eine lehrreiche Uebersicht der ausschliesslich dem Steinzeitalter angehörenden Alterthümer gibt der H. Staatsanwalt Rosenberg in den „Baltischen Studien“. Herausgegeben von der Gesellsch. für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Jahrg. XVI. Heft 1 (Stettin. 1856) S. 32. Ist dort gleichwohl nur von Rugianischen Funden die Rede, so behält bei der durchgehenden Gleichartigkeit dieser Dinge das dort Gesagte doch auch für das Allgemeine seine Gültigkeit.

mit mehr oder minder gebogener Schärfe theils als sogenannter Hohl- oder Flachmeissel (*Fig. 230. a. b*), theils als stärkerer oder schwächerer Keil gestaltet (*Fig. 230. c*), in vielen Exemplaren vorgefunden hat. Es entwickelte sich sodann auch hier die Axt, indem man entweder den an sich nur einfachen Meissel oder Keil zunächst ganz nach dem noch heut bei wilden Stämmen dafür angewendeten Verfahren in einen zumeist klammerförmig gespaltenen Holzstiel einsetzte und mit Bändern (Riemen) u. s. w. festigte (*Fig. 230. c. e*; vergl. *Fig. 6. b. Fig. 8. Fig. 16. a*), oder indem man den Stein selbst, sicher mit grosser Mühe, durchbohrte und ihn nunmehr in der noch gegenwärtig überall gebräuchlichen Art schäffete. Durch diese letztere wesentlich als Fortschritt zu betrachtende Befestigungsweise war aber für die auch formale Ausbildung der Klinge zugleich ein weiterer Spielraum gewonnen: Man begnügte sich fortan nicht mehr damit die einfachen Keile welche die Natur in mancherlei Geschieben gleichsam vorgearbeitet darbot einzig dem rohen Zweck gemäss nachzuarbeiten (*Fig. 230. d*), sondern stellte neben diesen, obwohl gewiss noch lange mit Rücksicht auf vorliegende natürliche Gestaltungen, allmählig immer zierlichere ein- und zweischneidige Aexte, Hämmer- und Streitbeile und zwar je nach Form und Grösse in den vielfältigsten Abwandlungen her (*Fig. 230. f. g. h. i. l*), mitunter jedoch in solcher Kleinheit (*Fig. 230. k*), dass zugleich anzunehmen ist, da der Hammer überhaupt namentlich bei den Germanen zum Theil eine symbolische Bedeutung hatte, dass jene kleinen Geräthe (wenn nicht als Spielwerk für Kinder?) als *Simulacra armorum* gedient haben. — Dass einzelne vornehmlich der meisselförmigen Instrumente, obgleich durchbohrt (*Fig. 230. b*), dennoch nicht den Zweck einer eigentlichen Waffe vielmehr den eines Handwerkszeugs erfüllten, ist ersichtlich. Sie wurden unfehlbar, nur um sich gegen den Verlust derselben zu sichern, an einer Schnur getragen. Als Handwerksgeräth ferner sind dann mehrfach aufgefundene, zuweilen sichelförmig gebogene Messer (*Fig. 230. q*) und kleinere Sägen (*Fig. 230. p*) von Feuerstein zu betrachten, wogegen die lanzettliche oder spießblattliche Gestalt anderer Schneidewerkzeuge aus Flint, dazu deren sehr verschiedene Grösse und die überaus grosse Zahl in der sie, oft massenweis bei einander liegend, entdeckt wurden nicht daran zweifeln lässt, dass sie theils zu Harpunen- oder Speer-, theils zu Pfeilspitzen verwendet worden (vergl. *Fig. 230. r. s. t. und o. n*). — Die Schleuderkugeln endlich (wohl zu unterscheiden von kleineren, flachrunden, durchbohrten Scheiben von Thon oder Stein, die man als Spindelsteine anzusehen pflegt), sind entweder nur wenig durch Schlagen nachgeholfene, natürliche Steinknollen oder sauberer bearbeitete Kugeln mit nur einer ringsumlaufenden oder einer zweifachen, sich kreuzenden Rinne

(Fig. 230. m). Jene, sicher auch als Schlagsteine benutzt, schleuderte man vermuthlich unmittelbar aus der Hand, diese höchst wahrscheinlich vermittelt eines darum befestigten Handriemens.

Die bis jetzt entdeckten, ausschliesslich der Bronzezeit zuzuschreibenden steinernen und bronzenen Waffen bieten einen Formenwechsel dar, wie solchen eine nur den Stein bearbeitende Bevölkerung auch kaum annäherungsweise hervorbringen im Stande gewesen sein würde. Dazu bedurfte es eben eines der bildenden Hand fügsameren Stoffes — des durch die Kelten zuerst eingeführten guss- und schmiedbaren Erzes. Einmal im Besitz desselben und mit dessen Verarbeitung bekannt, vermochte man dann allerdings auch den Stein bequemer zu bewältigen.

Fig. 231.



Unter den hierhergehörigen Gegenständen erscheint zunächst wiederum die Axt als das auch während dieser Epoche noch zumeist angewendete Rüststück in mannigfaltigster Aus- und Umbildung. Wo sie von Stein gearbeitet ist (Fig 231. e. f. g), lässt sie die nunmehr stattgehabte Benutzung metallener Werkzeuge mit Sicherheit voraussetzen; dabei entspricht sie jetzt weniger häufig dem rohen Keil als vielmehr einem langgezogenen, zur Hälfte hammerförmig ausladenden Beile, von etwa 4 bis 6 Zoll Länge, wodurch sie sich denn zugleich deutlich genug als Nach-

bildung der Metallaxt darstellt. Letztere zeigt sich dagegen in den verschiedensten Gestaltungen. Während sie sich einestheils als keilförmig (*Fig. 231. h*) noch ziemlich streng an die der Waffe zu Grunde liegende urthümliche Steinbildung anschliesst, hat andertheils eben sie hauptsächlich die Form eines schlanken, zwischen 10 bis 15 Zoll Länge betragenden Streitbeils mit mehr oder minder rund vorgebreitetem Blatt, wobei es denn selten an besonders schmückenden Zuthaten fehlt (*Fig. 231. i*).

Neben der Axt zeigt sich sodann das Schwert als eine überhaupt erst der Bronzezeit eigenthümliche Waffe in nicht minder sorgfältiger Durchbildung wie jene. Die Gesamtlänge der grösseren Schwerter beträgt zwischen 2 bis 3 Fuss, die der kleineren, sich mehr den dolchartigen Messern nähernden zwischen 1 Fuss und 6 bis 4 Zoll. Sie sämmtlich, ohne Parirstange, nur aus Griff und Klinge zusammengesetzt, ursprünglich theils durch lederne oder hölzerne Scheiden¹ geschützt, sind mit wenigen Ausnahmen längs den Schneiden lanzettlich ausgeschliffen (*Fig. 231. a. b. c*). Wie die Länge so wechselt bei ihnen verhältnissmässig auch die Breite der Klinge. Diese ist meist ziemlich platt und dann stets auf der Langmitte stark aufgerundet. Ihre Befestigung am Griff geschah in mehrfacher Weise: Entweder durch einen an der Klinge selbst befindlichen flachen Schaft oder Dorn (*Fig. 231. c*) oder durch Nite, die oberhalb rings um dieselbe angebracht waren (*Fig. 231. b*); in ältester Zeit nur durch zwei, später jedoch durch vier und noch mehr Nägel. — Der Griff, von Holz oder einer Lederumwicklung, wurde entweder mit metallenen Buckeln und Blechen oder mit Gewinden von Metalldraht zugleich gefestigt und geschmückt, ausserdem mit einem meist rund oder vierkantig gestalteten Knopf von ebenfalls zierlicher Ausstattung bedeckt;² ebenso die dolchartigen Messer, die ja, wie angedeutet, überhaupt nur als verkleinerte Schwerter zu betrachten sind (*Fig. 231. d*).

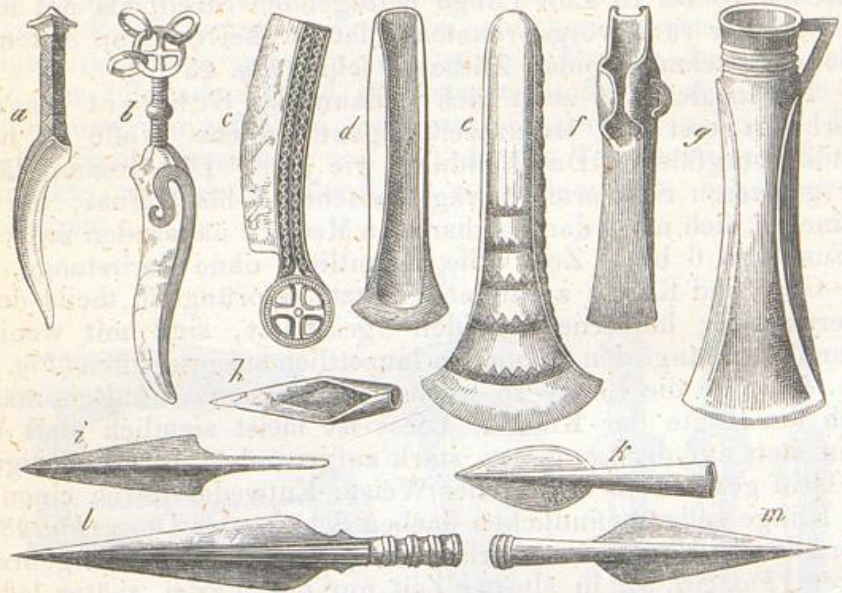
Ausser diesen Dolchen oder Spitzmessern mit gerader Klinge kommen auch gebogene Hieb Waffen vor. Ihre vielfältige Gestaltung macht jedoch eine gleichzeitige Verwendung derselben als Handwerksgeräth wahrscheinlich (*Fig. 232. a—c*). Auch bei ihnen erstreckt sich der Schmuck zumeist auf den Griff, der hier neben der Anwendung von emporstehenden Spiralen, horizontal aufliegenden radförmigen Knöpfen u. s. w. sogar zu menschlichen Figuren ausgearbeitet erscheint.³ Die Grösse dieser Waffen beträgt nicht über 9 Zoll.

Zu den in besonders grosser Anzahl aufgefundenen Ueberresten von den ebenfalls dieser Epoche eigenthümlich gewesenen

¹ S. A. Worsaae. *Afbildninger*. S. 26. Fig. 95 ff. — ² Einzelne Knöpfe haben genau die Gestalt der auch von den alten Assyriern (*Fig. 127. h*) dafür häufig beliebten doppelten Volute. A. Worsaae. *a. a. O.* S. 26. Fig. 91—94. — ³ Derselbe. *a. a. O.* S. 29. Fig. 120.

Stoss- und Wurfaffen gehören sodann zunächst bronzene Speer- und Pfeilspitzen. Sie unter sich von sehr verschiedener Grösse theils mit Schafthülse zum aufsetzen (*Fig. 232. k. l. m*),

Fig. 232.

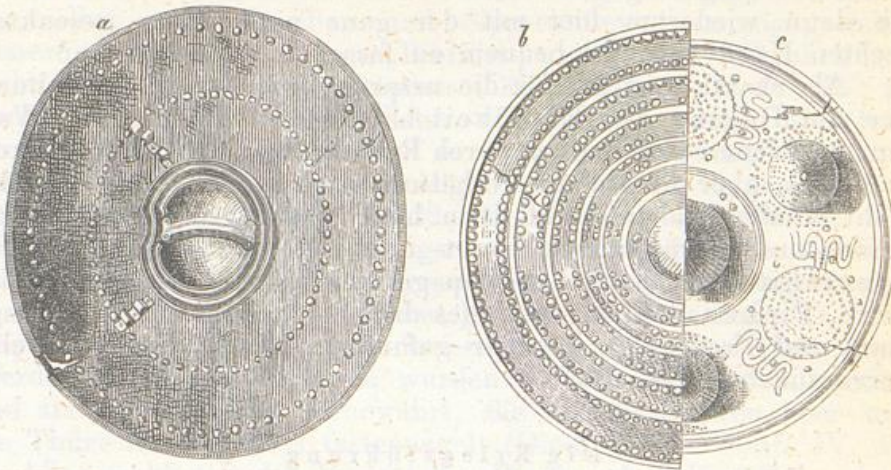


theils nur mit einem Dorn zum einsetzen (*Fig. 232. i*) oder, als Pfeilbewehrung, auch nur zum aufkleben (*Fig. 232. h*) eingerichtet, haben vorherrschend lanzettlich-blattförmige, seltener dreieckige, widerhakige Spitzen. — Mit in die Reihe dieser Waffen hat man dann schliesslich auch eine besondere Art von Klingen verwiesen, über deren einstige Bestimmung indess noch heute im Allgemeinen ein gewisses, Zweifel gestattendes Dunkel obwaltet. Sie finden sich überall, wo Kelten ansässig gewesen, in nicht unbeträchtlicher Zahl. Je nach ihren Formen gleichen sie theils einem langgestreckten, massiven, zum einsetzen in einen Schaft auf jeder Flachseite ausgeschliffenen Hohlmeissel (*Fig. 232. d. e. f*), theils einem zu einer Schafthülse nebst Oese erweiterten Flachmeissel (*Fig. 232. g*). Erstere hat man „Paalstäbe“, letztere „Celte“ benannt. Während man vielfach glaubte (und noch glaubt) in ihnen die „Framaea“ der Germanen (S. 638) oder sicher doch eine keltisch-germanische, spearartige Stoss- und Wurf-Waffe gefunden zu haben, ist man nunmehr, im Einzelnen wenigstens, aber zuverlässig mit besserem Rechte der Ansicht, dass sie wohl nie als eigentliche Waffen, sondern als Stemm- und Brech-Werkzeuge benutzt worden sind.¹

¹ S. K. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 19 ff., wo zugleich die anderweitigen Nachweise darüber.

An Ueberresten der Schutzbewaffnung endlich wurden zumeist bronzene, vielfach bebuckelte Schilde und zwar in der

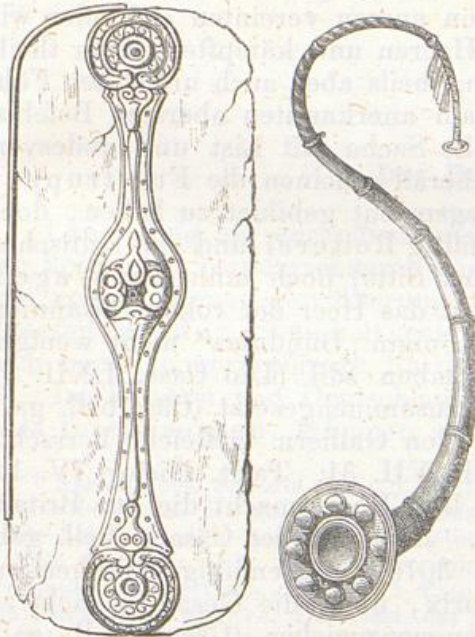
Fig. 233.



den asiatischen Völkern von jeher beliebten kreisrunden Gestalt (Fig. 233. a. b. c), nur ausnahmsweise, so in England, von länglich viereckiger Form mit darüber befestigter verzierter Bronzeverstärkung (Fig. 234) vorgefunden.

Fig. 234.

Fig. 235.



Seltener kamen ganz von Bronze gearbeitete Helme (jedoch stets in der noch heut bei den kaukasischen Helmen vorherrschenden Bildung)¹ zu Tage und fast noch seltener Theile von Brustbepanzerungen. Sie bestehen dann wiederum, ganz nach altassyrischer Art, aus Leder, das stark mit bronzenen Buckeln besetzt ist.² Dagegen entdeckte man mehrfach auf germanischem Boden zierlich geschwungene, von Bronze gegossene Trompeten (Fig. 235). Wie die Form derselben selbst anzudeuten scheint wurden sie

¹ S. G. Klemm. Kulturgeschichte des christlichen Europa. I. S. 52. Note; K. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 19. not. 3 u. oben S. 585. — ² F. Lisch. Jahrbücher des Vereins für mecklenburg. Geschichte u. Alterthumskunde. IX.: die Tafel am Ende des Bandes „Kegelgrab von Peccatel bei Schwerin“. Fig. 8 m. Details. Als Armschutz hat man auch die oben (Fig. 227. h. p. q) abgebildeten Spiralen u. s. w. betrachtet.

je beim Gebrauche in der Weise vom Trompeter getragen, dass sie sich (unter dem sie haltenden linken Arm hindurch nach rückwärts gewandt, genau dem Rücken des Trägers folgend) mit ihrer Schallmündung so gegen dessen rechte Lende lehnten, dass dieser sie denn wiederum hier mit der ganz nach unten gesenkten rechten Hand ebenfalls bequem zu fassen im Stande war.¹

Als charakteristisch für die ursprünglich einfache Gestaltung der den Beginn der Eisenzeit bezeichnenden eisernen Waffen, von denen sich bei der durch Rostung leichten Zerstörbarkeit derselben aber überhaupt verhältnissmässig nur wenige Stücke wohl erhalten haben, sind dann hier zunächst höchstens einige gerade und gekrümmte Schwert- und Messerklingen, getüllte Speerspitzen, ziemlich plump geformte Schmal- und Breit-äxte, Picken u. s. w., wie alles dieses namentlich auch in England und Frankreich häufiger gefunden wurde,² beizubehalten hervorzuheben. —

Die Kriegsführung

der Britannier, Gallier und Germanen beruhte wesentlich mehr auf persönlicher Tapferkeit der Krieger im Einzelnen, als auf einem Zusammenwirken derselben nach gewissen taktischen Regeln. Bei drohender Gefahr von aussen vereinten sich hier wie dort die einzelnen Stämme zu Heeren und kämpften dann theils unter der Leitung ihrer Fürsten, theils aber auch unter der Führung eines von ihnen gemeinsam anerkannten obersten Befehlshabers für die gemeinschaftliche Sache mit List und todesverachtender Entschlossenheit. Ueberall scheinen die Fusstruppen den eigentlichen Kern der Kriegsmacht gebildet zu haben, doch brachte man daneben auch vielfältig Reiterei und die keltischen Völker (durchaus nach asiatischer Sitte) noch zahlreiche Wagenkämpfer in Anwendung. Selbst das Heer der rohen Britannier, das unter der Oberleitung der Königin „Bunduica“ nicht weniger als 320000 (?) Mann gezählt haben soll (Dio Cass. LXII. 8), war aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzt (Cäs. bell. gall. V. 15. Tacit. Agric. c. 12); bei den Galliern viellecht herrschte die Reiterei vor (Cäs. bell. gall. VII. 31. Tacit. Histor. IV. 12. Strab. IV. 4), zudem überstieg ihre Heeresmacht die der Britannier wohl um ein Bedeutendes. Zur Zeit des Cäsars (bell. gall. II. 4) vermochte Belgica allein 307000 waffenfähige Männer ins Feld zu stellen und Vercingetorix, ohne die Gesamtmacht zu vereinigen, 249000 Mann zusammenzuziehen (Cäsar. bell. gall.

¹ F. Lisch. Jahrbücher u. s. w. XX. 293. — ² Nächst den in oben (S. 594) genannten Werken zerstreuten zahlreichen Abbildungen s. bei L'Abbé Cochet. La Normandie souterraine etc. a. a. O. u. Memoirs illustratives of the History etc. of the Country of Lincoln. S. XXX; S. XXXII ff. P. Houben. Denkmäler von Castra vetera u. s. w. Tab. XLVI ff.

VII. 75). In den germanischen Heeren bildeten dagegen sicher die Fusstruppen den Hauptbestandtheil (Tacit. Germ. c. 6), auch scheinen jene noch zumeist nach gewissen Regeln gegliedert gewesen zu sein. Ihre Schlachtordnung war keilförmig, die Krieger selbst nach Familien und Sippschaften zusammengestellt, ausserdem durch Fahnen — „Bildnisse und geweihte Zeichen“ — mehr abtheilungsweise gebunden (Cäs. bell. gall. I. 48. IV. 2. Tacit. Germ. 6. 7. 30. 31; Histor. IV. 22. 23). Hier wie dort herrschte die Sitte den Kampf in feurigster Weise mit Schlachtgesang und Waffengeklirre zu beginnen (Cäsar. bell. gall. II. 19. Tacit. Germ. c. 3; Histor. II. 22; Annal. IV. 47. Livius. X. 23. Dio Cass. LXII. 12); am wenigsten dauerten jedoch die Gallier, am unbezwinglichsten die Germanen aus. Daneben zeigten sich jene ganz in skythischer Weise grausam und barbarisch: Die Köpfe der getödteten Feinde befestigten sie um den Hals ihrer Pferde; die der Vornehmen wurden sodann von ihnen gesalbt und als Siegeszeichen aufbewahrt, die der Geringeren aber um die Thüre ihres Hauses festgenagelt (Diod. V. 29. Strab. IV. 4). — Allen wohl galt der Verlust der Waffen als schimpflich, dem Germanen jedoch als die äusserste Entehrung; heldenmüthig im Kampfe zu fallen, auf den Schild gebettet zu sterben, erschien ihm als höchster Ruhm, als eigentlicher Zweck des Daseins.

Der Bau.¹

Lange mag auf europäischem Boden das Hin- und Herwogen der keltischen Wanderschaaren und ihr Kampf mit der von ihnen dort vorgefundenen Bevölkerung gedauert haben, bis sie einigermassen zu der Stetigkeit gelangten, ohne welche eine wenn auch noch so geringfügige bauliche Thätigkeit kaum denkbar ist. Im Innern von Deutschland, wenn sie dort überhaupt jemals festgesessen, scheinen sie dazu in weiterem Umfange

¹ Nächst dem, was die oben (S. 594) genannten Werke darüber enthalten, s. noch besonders die übersichtlichen Zusammenstellungen keltischer Monumente bei J. Oudin *Archéologie chrétienne, religieuse, civile et militaire etc.* 3. Edit. Bruxelles. 1847. S. 62 ff. m. Atlas. — J. Gailhabaud's *Denkmäler der Baukunst*. I. (Hamb. 1852) S. 9 ff. (mit weiteren literarischen Nachweisungen); dazu A. Dulaure. *Des cités, des lieux d'habitation, des forteresses, des Gaulois etc.* in: *Mémoires de la société des antiquaires de France*. II. S. 82. — Im Allgemeinen: F. Kugler. *Handbuch der Kunstgeschichte* (2. Aufl.). Stuttg. 1848. S. 5 ff. u. im Einzelnen: F. Mosch. *Die alten heidnischen Opferstätten und Steinalterthümer des Riesengebirges*. Görlitz. 1855. — *Zerstreutes für den höheren Norden*: H. Sjöborg. *Samlinger för Nordens Fornälskare innehallande Inskrifter, Figurer, Ruiner, Verktyg, Höggar och Stensättningar i Sverige och Norrige, med Plancher*. 3 Thle. Stockholm. 1822—1830.

jedoch nie gekommen zu sein.¹ Erst nachdem die grosse germanische Völkerströmung sich beruhigt, die Kelten in den ihnen dadurch angewiesenen engeren Grenzen (Gallien und Britannien) wenigstens zum Theil dauernd Platz gewonnen hatten und ebenso jene in den von ihnen eingenommenen Gebieten heimischer geworden waren, sie aber vornämlich (neben dem Betrieb der Jagd und Viehzucht) die Ausübung des Feld- und Ackerbaues fester an die Scholle knüpfte, war zugleich bei allen das Bedürfniss nach festen das Besitzthum sichernden Stätten — die erste Anregung zu einer derartigen Bethätigung — eingetreten. Das mit dem Wesen der Kelten und urheimathlich auch mit dem der Germanen innig verbundene Wanderleben blieb indessen nicht ohne langdauernde Nachwirkung: Die damit nothwendig verknüpfte Beschränkung auf möglichst kleine leicht herzustellende bewegliche Räumlichkeiten, sei es nun in Zelt- oder Hüttenform, wie, zu kultlichen Zwecken u. s. w., auf durchaus einfache Merk- oder Denkzeichen, bestimmte denn zunächst auch hierbei die Grenze. Selbst nachdem die Gallier, Britannier und Germanen durch die unter ihnen verbreiteten Ansiedelungen der Römer genugsam Gelegenheit gehabt hatten, die römische Bauart gründlich kennen zu lernen, in und neben ihren Gebieten römische Tempel, Paläste und Prachtbauten aller Art in Menge bestanden, genügten der Mehrzahl dennoch, ja bis in die späteste Epoche, zur Behausung ziemlich armselige Hütten und als Monumente des Kultus, mit Einschluss der Grabstätten, zumeist unförmliche, fast einzig durch Kolossalität und die zu ihrer Bewältigung aufgewandten Kräfte ausgezeichnete Steinmale.

Städte im eigentlichen (römischen) Sinne fand Cäsar weder bei den Galliern noch bei den Britanniern; ebensowenig aber bei den Germanen, die selbst noch zur Zeit des Tacitus zum grösseren Theile zerstreut und nur hin und wieder in dorfähnlich angeordneten offenen Flecken beisammen wohnten (Tacit. Germ. 15. 16). Am rohesten verharren auch in dieser Beziehung die nördlichen Bewohner Britanniens. Ihnen dienten allein ihre Wälder und Sümpfe als Zufluchtsstätten; noch spät führten sie als „herumschweifende Räuber“ ein unstetes Hirtenleben, nur bei feindlichen Angriffen darauf bedacht, ihre Schlupfwinkel durch rohe Verhaue und Gräben nach aussen zu sichern (Cäsar. bell. gall. V. 21. Dio Cass. LXXVI. 12. Ammian. XXVII. 8). Kaum anders verhielt es sich mit den gebildeteren Stämmen im Süden der Insel. Auch sie führten zum grossen Theile ein Nomadenleben. Wo sie auf längere Zeit zu verweilen gedachten, wählten

¹ Die Ausbreitung der „druidischen“ (also keltischen) Steindenkmale lässt sich über ganz Britannien und Gallien verfolgen, in Deutschland längs der Donau bis etwa in die Gegend von Ulm, sodann längs der Ostsee und in der Gegend der Elbe: s. Ch. Keferstein. Ansichten über die keltischen Alterthümer u. s. w. I. (1846) a. v. O.

sie zum Aufenthalte einen geräumigen runden Platz, umzäunten denselben mit Baumstämmen und errichteten sodann auf ihm für sich und ihr Vieh kleine unansehnliche Hütten (Strab. IV. 5). — Aus derartigen Lägern entstanden denn hier, vielleicht schon frühzeitig, ständige Stätten. Mit zu den ältesten gehörte Londinium (London). Sie war der Sitz des britannischen Häuptlings Cassivellaunus und zur Zeit des Tacitus bereits durch starken Handelsverkehr berühmt und blühend (Cäs. bell. gall. V. 21. Tac. Ann. XIV. 33). Römischer Kriegskunst vermochte jedoch auch sie nicht zu widerstehen, ja selbst den britischen Kriegern wurde es unter Anführung der „Baodicea“ (Bunduica) nicht schwer, sie und andere wohl ähnlich gebildete Orte wieder zu erobern (Tacit. Agric. 16; vergl. Dio Cass. LXII. 7 ff.). Ihre Befestigungen können somit verhältnissmässig nur schwach (hauptsächlich durch Pfahlwerk und Graben) hergestellt gewesen sein. — Severus und Hadrian schützten die römisch-britannischen Provinzen gegen den Andrang der nördlichen Stämme durch starke Grenzwälle und Mauern von sehr bedeutender Ausdehnung¹ (Herodian. III. 14. Dio Cass. LXXVI. 12. Eutrop. VIII. 19).

In ganz ähnlicher Weise wie die britannischen Städte hatten sich die der Gallier entwickelt. Auch bei diesen vermochte zunächst Cäsar nur offene, aus zerstreut stehenden Hütten gebildete Dorfschaften (vicus) und, zur kriegerischen Abwehr bestimmt, verschanzte Zufluchtstätten (oppida) zu unterscheiden.² Hier galt, nächst Avaricum, Vienna mit als der älteste ständige Ort (Cäs. bell. gall. VII. 9. 15). Früher ebenfalls nur ein Flecken, wurde letzterer, die Hauptstadt der Allobroger, unter römischer Herrschaft bald eine der reichsten Städte in Narbonensis (Tacit. Histor. I. 66. Mela. II. 15. Ammian. XV. 11).

„Dass die Germanen keine Städte bewohnen“ konnte Tacitus (Germ. 16) als „hinlänglich bekannt“ voraussetzen. Er bemerkt, dass sie ihre Dörfer nicht nach römischer Weise anlegen, so dass die einzelnen Gebäude (reihenweis) zusammenhängen, sondern Jeder einzeln, von einem freien Platze umgeben, hause. Dies mag allerdings die allgemein herrschende Sitte gewesen sein. Eine Ausnahme davon scheinen indess die näher dem Rhein gelegenen und wohl aus Galliern durchsetzten Stämme, namentlich aber die belgisch-germanischen Zweige der Bevölkerung gemacht zu haben. Von diesen wenigstens wohnten schon zur Zeit des Cäsar die Aduatucer, die Ubier u. A. näher beisammen in wohlbefestigten Ortschaften (Cäs. bell. gall. II. 29. VI. 10); selbst Tacitus (Histor. V. 19) erwähnt hier einer Stadt der Bataver und ausserdem häufiger germanischer Burgen oder verschanzter Zu-

¹ Nach Eutrop. l. c. betrug der Grenzwall, den Severus von einem Meer zum andern (quer über die Insel) hatte auführen lassen, 32,000 Schritt. —

² A. Dulaure. a. a. O.

fluchtstätten. Anzunehmen ist indess auch für diese Plätze, dass sie hauptsächlich nur aus Hütten- und Pfahlwerk bestanden: In Belgien allerdings waren sie dann durch die gerade diesem Lande eigenen dichten Waldungen und weitgedehnten Moräste zum Theil noch besonders geschützt und demnach einer Vertheidigung durch Hinzufügung künstlicher Mittel um so günstiger. — Die Notiz des Plinius (*Histor. nat.* XXXVI. 22), dass man in der genannten Provinz eine Steinart breche die sich gleich dem Holz mit der Säge bearbeiten und zu Ziegeln schneiden lasse scheint darauf hinzudeuten, wie man dort zu seiner Zeit bereits angefangen habe sich neben dem Holz auch des Steins als Baumaterial zu bedienen.

Die Wohnstätten

der Gallier und Germanen, bei diesen wie bei jenen auf den einfachsten Elementen des Bauens überhaupt beruhend, waren vermuthlich einander ziemlich ähnlich. Hier wie dort wurden zu ihrer Herstellung fast ausschliesslich vegetabilische Stoffe — Holz, Stroh, Blätterwerk u. dergl. — und, statt eines Mörtels, Lehm oder Erde verwandt; hier wie dort erfüllten sie einzig den Zweck einer Schutz- und Ruhestätte: Nur das grössere oder geringere Besitzthum des Einzelnen mag sie somit allein hinsichtlich ihres Umfanges unterschieden haben.

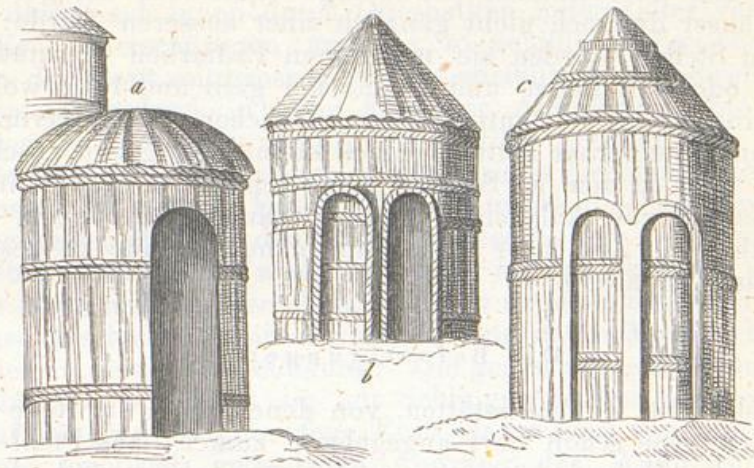
Bei der Anlage der Häuser sah man vorzüglich darauf sie möglichst im Innern eines Gehölzes oder, wo es die Öertlichkeit zuliess, in der Nähe eines Baches anzubringen (*Cäsar. bell. gall.* VI. 30). Um sie herum bereitete man einen freien Raum, der dann auch wohl nach aussen durch Hecken und Zäune hofähnlich abgegrenzt ward. Letzteres war, wie bemerkt, den Germanen eigen. Sie noch besonders zogen es vor, sich sogar inmitten oft sehr weitgedehnter „öder“ Gebiete einzeln anzusiedeln (*Cäsar. bell. gall.* IV. 3. VI. 23. *Tacit. Germ.* 16). — In den Gebirgsländern wählte man am liebsten die Höhen. So in Helvetien, wo die Hütten der Bewohner — wohl den noch heut gebräuchlichen Sennhütten durchaus ähnlich — gleichsam an den Felsen zu hängen schienen (*Livius.* XXI. 32).

Bei den Häusern der gallischen wie bei denen der germanischen Völkerschaften herrschte, wie es scheint, die ihren Behausungen ursprünglich gemeinsam eigenthümlich gewesene Zeltform vor.¹ Jene beschreibt selbst noch Strabo (IV. 4) als aus Brettern und Weidengeflecht zwar geräumig gebildete jedoch mit hohem Dach kuppelartig abgeschlossene Gebäude, diese aber Tacitus (*Germ.* 16) als von gleichen Materialien hergestellt und Vitruv (I. 1) als allen Wohnungen der nördlichen Barbaren

¹ Vergl. oben Fig. 205. a.

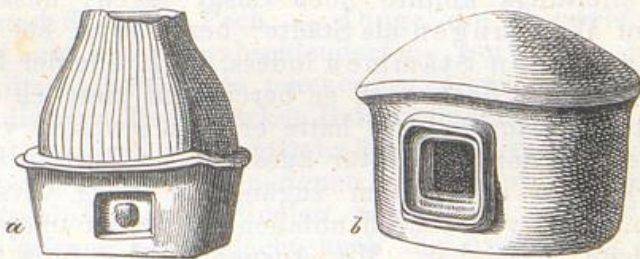
ähnlich, nur aus einem Erdgeschoss mit Thüröffnung bestehend. Zur Belegung des Daches dienten ebenfalls noch spät theils flache

Fig. 236.



Schindeln, theils Moos und Rohr (Plin. hist. nat. XVI. 36). — In diesen Häusern, die man ihrer Einrichtung nach wohl mit den kleineren westphälischen Bauerngehöften der Gegenwart verglichen

Fig. 237.



hat,¹ wofür indess sicherere Zeugnisse theils abbildlich auf römischen Monumenten (Fig. 236. a. b. c), theils nachbildlich als germanische Grabgefäße (Fig. 237. a. b) vorliegen,² wurde vermuthlich zugleich der Besitz an Vieh (nur abtheilungsweise getrennt) mit untergebracht³ (Tacit. Germ. c. 20). Zur Aufbewahrung der Vorräthe an Getreide u. s. w. pflegte man dagegen in der Nähe der Wohnung unterirdische Höhlen anzulegen und diese zur Sicherung gegen Diebstahl und Winterfrost mit Mist zu überschütten (Tac. Germ. 16). Als Ueberreste derartiger Vorraths-

¹ G. Klemm. Handbuch der germanischen Alterthumskunde. S. 46; derselbe. Kulturgeschichte des christl. Europa. I. S. 17 ff. — ² S. F. Lisch. Jahrbücher. XIV. S. 312: „die Wohnungen der Germanen“ u. derselbe. Ueber die Hausurnen u. s. w. Schwerin. 1856. — ³ Vergl. oben S. 467.

räume sind demnach vielleicht einzelne unter anderen im Mecklenburgischen entdeckte sorgfältig ausgehöhlte Erdgruben zu betrachten, die man muthmaasslich als „Urwohnungen“ bezeichnet hat.¹ — Bei aller Rohheit der Anlage entbehrten die germanischen Häuser dennoch nicht gänzlich einer äusseren Zierde: An einzelnen Stellen wurden sie mit reinen Erdfarben (vermuthlich geweißt oder mit Lehm- und Eisenocker gelb und roth) wohl in Weise einer linearen Buntmalerei angestrichen (Tacit. Germ. 16). — Trümmer steinerner Hütten, jedoch klein, niedrig und unscheinbar, hat man in dem an Steinen überreichen Combrailles innerhalb einer Art von (keltischer) Steinumwallung vorgefunden, ohne jedoch über die Zeit ihrer Entstehung nähere Kunde zu besitzen (A. Dulaure. a. a. O.).

Die Befestigungen

der Wälder und Zufluchtsstätten, von denen oben die Rede war, wenn auch, wie schon dort angegeben, zumeist aus Pfahl- und Balkenwerk, Erdaufschüttungen und Gräben bestehend, hatten dennoch bei den Galliern, wohl durch die Angriffe der Römer mit veranlasst, ein bestimmteres, durchaus festungsmässiges Gepräge angenommen; ebenso bei den durch die römischen Kriege mitberührten germanischen Stämmen und, in Folge fortgesetzter Kämpfe in Britannien, wohl auch bei der dortigen Bevölkerung. Von dieser allerdings konnte noch Cäsar sagen, dass sie ihre „verschanzten Waldungen als Städte“ bezeichnen, bei den gallich-germanischen Stämmen indess, im Lande der Eburonen und Aduatuker, war doch auch er bereits auf ziemlich stark angelegte Kastelle gestossen. So hatte er hier inmitten von Wald und Sumpf eine schon von Natur äusserst gesicherte, durch weitere Verstärkungen aber kaum zugängliche Burg vorgefunden. Sie lag hoch, rings von schroff abfallenden Felsen umgeben, nur von einer Seite ersteigbar. Mit Ausnahme des (nur 200 Fuss breiten) Weges hatte man rings um den Platz eine sehr hohe Doppelmauer gezogen und diese beim Anmarsch der Feinde noch besonders durch Aufhäufung massiger Felsstücke und zugespitzter Balken erhöht, so dass den Römern die Bewältigung derselben allein durch Anwendung ihrer umfangreichsten und wirksamsten Belagerungsmaschinen möglich erschien (Cäsar. bell. gall. II. 29 ff.). Die Gallier überhaupt, deren Geschicklichkeit in Nachahmung alles dessen, was ihnen von Fremden zugeführt ward, selbst Cäsar (bell. gall. VII. 22) anerkennen musste, waren frühzeitig dahin gelangt, ihre Mauern den sie ständig bedrohenden römischen Kriegswerkzeugen gegenüber entsprechend fest herzustellen und selbst diesen allerlei sie entkräftende Mittel entgegen-

¹ F. Lisch. Jahrbücher. XIX. S. 289; XX. S. 276.

zusetzten. Das Mauerwerk fügten sie nach zuverlässigem Berichte (bell. gall. VII. 23), gewöhnlich in der Weise zusammen, dass sie zuerst starke Balken in gerader Richtung der Länge nach, je zwei Fuss voneinander entfernt, horizontal auf den Boden legten, diese nach innen durch Querbalken miteinander verbanden, mit Erde überschütteten und die so gebildeten Zwischenräume gegen die Front mit grossen Steinen ausfüllten. Auf diese Schicht setzten sie sodann in ganz ähnlicher Anordnung eine zweite, dritte u. s. f., bis die beabsichtigte Höhe erreicht war. Da sie bei der Aufschichtung einen regelmässigen (schachbrettformigen) Wechsel von Stein-, Erd- und Balkenwerk beobachteten, dem Ganzen aber zugleich den Charakter des Festen und Dauerbaren zu geben verstanden, ¹ machte es selbst auf das gebildete römische Auge einen nicht unzierlichen, vielmehr angenehmen Eindruck. — Ebenso geschickt wie in der Herrichtung dieser Mauern bewiesen sie sich in deren Vertheidigung: Die gegen sie gerichteten Mauerseihen u. s. w. fingen sie mit Schlingen und zogen sie zu sich hinauf; ringsum aufgeworfene Erdwälle wurden von ihnen untergraben; um sich gegen den Andrang der Wandelthürme zu sichern, bebauten auch sie die Mauer mit starken hölzernen Thürmen, welche sie ausserdem mit Fellen bedeckten und dann in eben dem Maasse erhöhten, wie die andringenden Feinde die ihrigen. Zudem stürten sie die römischen Zurüstungen fort-dauernd durch kühne Ausfälle, durch Brandlegung u. s. w.; die Ausgänge der Laufgräben sperrten sie mit spitzigen Balken, Felsstücken und flüssigem Pech: — Dinge, die sie zugleich beständig von der Umwallung herabschleuderten, um jenen auch den Zugang zu ihr unmöglich zu machen; u. s. w.

Für die zum Theil starken Befestigungen der germanischen Stämme sprechen noch gegenwärtig zahlreiche Ueberreste von Erd- und Steinwällen, von denen die letzteren zuweilen in dreifach hintereinander geordneten Steinringen bestanden.² Jenen diente in offener Feldschlacht auch die Anordnung ihrer Transportwagen u. s. w. zu einer eigentlichen „Wagenburg“, als Stütz- und Zufluchtsort während des Kampfes (Cäs. bell. gall. I. 51. Amm. XXIII. 3. XXX. 7):

Der Schiffsbau,

ebenso wichtig für den kriegerischen wie friedlichen Verkehr, hatte sich natürlich zunächst bei den Bewohnern der Meeresküste, dann aber auch bei denen der Uferländer der grösseren Ströme, namentlich am Rhein und der Elbe, zu ganz besonderen, wenn auch noch spät auf rohester Konstruktion beruhenden For-

¹ Vergl. Colonna Antonina. Tab. 65. — ² G. Klemm. Handbuch der german. Alterthumsk. S. 231 ff. C. Wagner Handbuch der vorzügl., in Deutschland entdeckten Alterthümer. S. 606. Art. „Schwedenschanzen“.

men herausgebildet. Die Anwendung ausgehöhlter Baumstämme zu kleineren Fahrzeugen bestand dabei wohl überall in gleichem Umfange fort (Plin. hist. nat. XVI. 40. Vellejus. II. 108). Die Veneter jedoch, welche die belgischen Küsten inne hatten, vermochten dem Cäsar (bell. gall. III. 14) bei seinem Erscheinen über 200 wohlausgerüstete Kähne sofort gegenüberzustellen. Die Bauart derselben war indess im Verhältniss zu den römischen Kriegsschiffen überaus plump und schwer. Der vielen Untiefen wegen waren sie äusserst flach, ohne tiefgehenden Kiel eingerichtet, dazu mit so hochemporgerichtetem Vor- und Hintertheil versehen, dass sie damit selbst die auf den römischen Fahrzeugen angebrachten Thürme weit überragten. Ihre Ruderbänke, wie die Schiffe überhaupt von Eichenholz gezimmert, hatten die Breite von einem Fuss und waren mit starken eisernen Nägeln am Bord befestigt; auch die Anker hingen an eisernen Ketten. Die Segel hingegen waren von Leder und mit starken Tauen an Raue und Mastbaum angebunden. Da die ganze Kunstfertigkeit der Seeleute in der geschickten Behandlung des Takelwerks bestand, blieb auch das Hauptaugenmerk der Römer im Kampfe darauf gerichtet, dies zu zerstören. Sie suchten es mit langen Sichel zu zerschneiden und das Gefecht auf die Fahrzeuge selbst hinüberzuspielen (Cäsar. bell. gall. III. 13. 14. 15. Dio Cass. XXXIX. 40. 41. 42).

Unter den nordgermanischen Völkerschaften waren es namentlich die Bewohner der „Insel“ Skandinauia und hier wiederum vor allen die Suionen, welche sich durch eine weitgreifendere Schifffahrt und eine darin erworbene Geschicklichkeit auszeichneten. Das wesentlich Unterscheidende ihrer Böte bestand in einem zum Ein- und Auslauf besonders geeigneten spitzschnabelförmigen Vorder- und Hintertheil; doch hatten sie weder Segel noch gefestigte Ruder, so dass eben ein derartiges Schiff¹ zu seiner sicheren und schnellen Lenkung die gewandteste Handhabung des Rudergeräthes erforderte (Tacit. Germ. c. 44). — Bei den nordischen seeumwohnenden Völkerschaften, die, von jeher mit dem Meere vertraut, mehr auf ihm wie auf dem Lande zu leben gewohnt waren, vertrat das Schiff überhaupt gewissermaassen die Stelle des Hauses. Für sie entfaltete sich an ihm eine reiche, phantastisch ausgeschmückte Symbolik: — Wie der Steppenbewohner sein Pferd, so liebte der Nordmann sein Fahrzeug, und wie man jenem bei der Bestattung seinen treusten Gefährten, das Ross, mit in die Gruft oder auf den Scheiterhaufen zu legen pflegte (S. 570), so galt es noch spät dem nordischen Seehelden als höchster Wunsch, auf dem Boot, das ihn und die Seinen getragen, zu sterben, und dass seine Leiche,

¹ Vergl. d. Abbild. b. H. Sjöborg. Samlingar för Nordens Fornälskare. III. Pl. 14 u. 15; Pl. 16. Fig. 35.

dasselbst niedergelegt, so dem Wind und Wellen übergeben werde.¹
— Im Uebrigen bezeichnete man

die Grabstätten²

gemeinlich durch eine Anhäufung von Steinen oder Erde, doch war die Weise der Bestattung (abgesehen von der eben angedeuteten Schiffsaussetzung des Leichnams) wie die äussere und innere Beschaffenheit der Gräber je nach Zeit, Volk und Oertlichkeit sehr verschieden. Ursprünglich scheint überall der Gebrauch, die Leiche unversehrt zu beerdigen, vorgeherrscht zu haben; später jedoch, wie angenommen wird seit der Einwanderung der Kelten und zwar durch sie herbeigeführt, die Sitte der Todten-Verbrennung aufgekommen zu sein. Unzweifelhaft ist es indess, dass auch während und nach dieser (keltischen) Epoche jene ältere Weise der Bestattung geübt ward, so dass in ihr die Verbrennung nur als das Allgemeinere, die Beerdigung dagegen als das Ungewöhnlichere betrachtet werden kann. Aus diesem durch die bis auf die Gegenwart in grösster Anzahl in Nord-, Mittel- und Westeuropa wie auf den britannischen Inseln zum Theil noch wohl erhaltenen Gräber selbst bedingten Gesichtspunkt dürfte denn einerseits auch die Nachricht des Cäsar (bell. gall. VI. 19), dass „die Gallier ihre Todten mit vielem Prunke zu verbrennen pflegen“, andererseits die des Tacitus (Germ. c. 27), „dass es Brauch der Germanen sei, die Leichen den Flammen zu übergeben und die Stätte durch einen einfachen Rasenhügel zu bezeichnen“, allein richtig zu würdigen sein. Hier wie dort musste die Verbrennung bei weitem mehr Umstände und Kosten verursachen, wie die Beerdigung. — Dass Cäsar aber wohl nur der Verbrennung der Vornehmen gedenkt, scheint aus seiner und Diodors (V. 28) Angabe, „dass sie mit aller nur möglichen Pracht vollzogen werde“, deutlich hervorzugehen; aber auch die Germanen, von denen Tacitus spricht — denn von den Sitten der im Innern des Landes lebenden Stämme hatte ja auch er keine sichere Kunde — scheinen diese Art der Bestattung als etwas Auszeichnendes betrachtet zu haben. Bei ihnen wurden die Leichen besonders hochgeschätzter Männer (wohl hauptsächlich solcher, die den Heldentod in der Schlacht gefunden) sogar mit bestimmten Holzarten verbrannt. Zieht man hierher die Be-

¹ K. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 479; S. 483 ff. — ² Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde. S. 27 ff. A. Worsaae. Dänemarks Vorzeit. S. 63 ff. A. Munch. Die nordisch-germanischen Völker (1853). S. 4 ff.; S. 243 ff. F. Lisch. Jahrbücher. XIV. S. 302. a. v. O. G. Klemm. Handb. der germ. Alterthumsk. S. 97 ff. Chr. Wagner. Handbuch der vorzügl. in Deutschland entdeckten Alterthümer. S. 306: „Heidengräber“. M. Boucher des Perthes. Antiquités celtiques et antédiluviennes etc. a. a. O. L'Abbé Cochet. La Normandie souterraine etc. S. 6 ff. A. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 6 ff. U. v. A.

merkung desselben Schriftstellers über die Trauer der Germanen: „Frauen zieme die Klage, Männern treues Andenken“, so spricht sich schon darin auch hierfür das überwiegend Ethische in der Gefühlsweise des Volkes aus, dem es somit weniger auf eine Consequenz in der Beobachtung rein äusserlicher Formen, als vielmehr auf eine innere seelische Befriedigung ankommen musste. Jedenfalls blieb wohl die privatliche Bestattungsweise — verbrennen oder beerdigen? — dem Ermessen des Einzelnen überlassen, unzweifelhaft ist es jedoch, dass man zur Zeit des Tacitus der Verbrennung überhaupt den Vorzug gab, namentlich aber die in der Schlacht Gefallenen durch gemeinsame Verbrennung und Beisetzung noch besonders zu ehren pflegte. Die neuerlich aufgenommene Bezeichnung „Brennalter“ für die während der Bronzezeit doch immerhin nur allgemeiner üblich gewordene (!) Bestattungsart kann daher wohl nur im engeren, keinesfalls aber im weitesten Sinne Anwendung finden.

Die Gestaltung der Gräberstätten überhaupt bietet, wenn gleich innerhalb der Grenze urthümlicher Einfachheit, dennoch so mancherlei Abwechslung dar, dass man bei sorgfältiger Beobachtung aller dabei vorkommenden Nebenumstände allein unter den germanischen (allerdings einschliesslich sämtlicher dem Heidenthum zugeschriebenen) Gräbern nicht weniger als 32 Verschiedenheiten beobachtet hat.¹ Was indess von diesen ausschliesslich der vorkeltischen Bevölkerung, was der keltischen oder der später germanischen, dann den darauf gefolgten Völkerschichten und endlich den aus allen diesen Verhältnissen hervorgegangenen gemischten Stämmen zuzuschreiben ist, welchen Zeiträumen diese oder jene Art der Grabausstattung angehört, konnte trotz aller gelehrten Bemühungen dennoch nicht mit genügender Sicherheit festgestellt werden; dies aber ebenso wenig für die sich übrigens in ganz ähnlichem Umfange vorfindenden Wechselgestalten der Gräber in Gallien und Britannien.

Die zumeist nur steinerne und beinerne Geräte u. s. w. enthaltenden und daher wohl sicher aus vorkeltischer Epoche stammenden Gräberstätten finden sich vorzugsweise im südlichsten Schweden und in Dänemark längs den Küsten von Seeland, Fünen und Jütland, sodann aber, unter geringen Abweichungen auch über ganz Norddeutschland, besonders an den Ostseeküsten und in weiterer Verbreitung über die niederländischen Provinzen Drenthe und Ober-Issel, über Nordfrankreich und Britannien zerstreut. Aber selbst die ältesten dieser Denkmäler, wie sie namentlich die zuerst genannten Länder aufzuweisen haben, lassen bereits von einander abweichende Formen wahrnehmen: „Steinhügel mit oberirdischer Leichenbeisetzung“ und „Erdhügel mit Grabstuben“.

¹ So Chr. Wagner. Handbuch u. s. w. S. 306: unter „Heidengräber“, wo sie auch im Einzelnen beschrieben sind.

Die Steinhügel mit oberirdischer Leichenbeisetzung, entweder von länglich-viereckiger oder runder (ovaler, auch kreisförmiger) Anlage, bestehen aus einem von Erde aufgeworfenen, mit rohen Steinblöcken umsetzten Wall und darauf ruhenden, ebenfalls von rohen Felssteinen gebildeten Kammern. Ihre Ausdehnung beträgt gewöhnlich zwischen 60 bis 120 Fuss Länge und 16 bis 24 Fuss Breite; in einzelnen Fällen bei 40 Fuss Breite, mehr als 400 Fuss Länge. Die Zahl der Kammern, von denen jede durch senkrecht gestellte Steine von 6 bis 8 Fuss Höhe und darüber horizontal gelegte Decksteine von 8 bis 10 Fuss Länge hergerichtet ward, wechselt zwischen 1 und 3. Am häufigsten finden sich zwei solcher Kisten; die grössten Hügel tragen dagegen nicht selten je nur eine an einem Ende aufgestellt oder, durch ziemlich gleiche Zwischenräume getrennt, drei Kammern von verschiedener Grösse. Die Fugen zwischen den einzelnen Blöcken wurden mit kleineren Steinen gefüllt, die Böden im Innern entweder mit Plattsteinen oder ebenfalls nur mit Gerölln belegt.

Bei den Erdhügeln mit Grabstuben befindet sich das eigentliche Grab stets innerhalb eines oft ziemlich umfangreichen Aufwurfs von Erde; doch bestehen auch diese Leichenbehälter, ähnlich jenen oberirdischen Kammern, je nach der beabsichtigten Anzahl der in ihnen zu Bestattenden, in mehr oder minder umfangreichen Steinkisten von oblonger oder runder Grundform. Nur noch darin unterscheiden sie sich von den zuerst erwähnten, dass bei ihnen zuweilen zwei runde Kammern oder auch eine runde und eine oblonge miteinander verbunden und durch einen von Plattsteinen bis zum äusseren Rande des Hügels geführten Gang zugänglich gemacht sind. Bei der Anordnung von zwei runden Gemächern erhielt jedes seinen besonderen Zugang; wo indess, wie bei einem jütischen Grabe (dem „Lundhöi“), ein oblonger Raum mit einem Rundbau vereinigt ist, leitet der Weg direkt in die Hauptkammer. — Das Grössenverhältniss der Innenräume zu den sie umgebenden Hügeln erscheint dabei durchaus willkürlich: Die Länge der oblongen Kammer beträgt bis 24 Fuss, ihre Breite bis gegen 8 Fuss. In einem Grabhügel auf Seeland, der einen Durchmesser von 33 Ellen und eine Höhe von 10 Ellen hatte, fand man eine Grabkammer von 8 Ellen Länge, $3\frac{3}{4}$ Ellen Breite und 2 Ellen Höhe, deren Zugang bei $8\frac{1}{4}$ Ellen Länge $1\frac{1}{4}$ Elle breit war. — Die Weise der Todtenbestattung zeigte sich in beiden Arten von Gräbern dieselbe. Die Leichen (unverbrannt) lagen zumeist mit hockender Geberde längs den Wänden der Steinkammern; letztere waren vollständig mit Erde gefüllt.

Die wesentlichen Abweichungen von jenen beiden (ältesten) Hauptformen, die man bei gleicher oder doch ähnlicher Leichenbeisetzung ebenfalls an gallischen, britannischen und germanischen

Grabstätten wahrgenommen, beschränken sich theils auf die Verschiedenheit des Umfanges, theils auf die der Stätte (am häufigsten von Osten nach Westen) gegebene Richtung. Zuweilen jedoch bei den oberirdischen Steinkistengräbern mündet die Kiste gegen eine gewölbartig aufgebaute Erderhöhung, auf der dann wiederum zwei bis fünf mächtige, je besonders unterstützte Decksteine zu liegen pflegen; bei andern ist das Stein-Oblongum mit einem Steinkranze, mitunter auch von einem Steindreieck u. s. f. umgeben, ja nicht selten besteht die ganze Stätte entweder nur aus einem „kellerhalsförmig“ an einen Bergabhang gelehnten, nach vorn geöffneten Gemache, oder aus mehreren sargdeckelartig gegeneinander gestützten Felsplatten. — Eine besondere Art unterirdischer Gräber, gleichfalls durch (unverbrannte) Skelete und ausschliesslich steinerne Waffen, als der ältesten Zeit angehörend, charakterisirt, wurden mehrfach in Frankreich und, kaum von ihnen verschiedene, auch in Deutschland entdeckt. Hier soll ein solches Grab, allerdings nach wenig verbürgter Aussage,¹ in einer 6 Fuss tiefen Grube, ohne Schutz durch Steinbauten u. dergl. bestanden, das Skelet aber in hockender Stellung gelegen haben; in Frankreich fand man indess, nächst ähnlichen Grüften, so im Jahre 1816 im Departement Oise² eine in den Tuff nur nachgegrabene Grotte von 4½ Fuss Höhe, 7 Fuss Breite und 25 Fuss Länge, in der 200 Skelete reihenweis übereinandergeschichtet lagen, wobei dann die untere Schicht auf unbehauenen platten Feldsteinen ruhte. — Aehnliche in den Boden eingehauene Gräber, die, obgleich unverbrannte Leichen bergend, dennoch ihrem anderweitigen Inhalt nach der Bronzezeit angehören, kamen sodann ebenfalls in Frankreich mehrfach zu Tage, daneben aber auch hier wie überall viele mit Steinplatten sorgfältiger ausgelegte Stätten, die in gleichem Maasse (unverbrannte) Skelete und Bronzesachen enthielten.

Bei der Verbrennung des Leichnams konnte es sich natürlich nur um die Beisetzung der Asche handeln. Sie geschah, indem man letztere entweder in eine Urne sammelte und so besonders bestattete oder in einer zu dem Zweck nur einfach hergerichteten kleinen Steinkiste, zumeist mit Branderde vermischt, niederlegte. In beiden Fällen pflegte man jedoch über der Stätte der Beisetzung einen Hügel, sei es nun von Steinen oder von Erde oder, in haltbarerer Zusammenfügung, von Geröll, Erd- und Lehmschichten aufzuwerfen; bei der Urnenbestattung auch wohl, im Anschluss an alte Sitte, innerhalb desselben Steinkammern anzulegen, den Hügel überhaupt aber durch Auf- und Umthürmung von Blöcken noch bestimmter zu bezeichnen. Dabei scheint denn die Anwendung von Kistchen hauptsächlich bei der Einzel-

¹ F. Lisch. Jahrbücher. XII, S. 400; XIV, S. 301 ff. — ² Vergl. u. A. G. Klemm. Allgem. Kulturgeschichte. VIII, S. 29 ff.

bestattung, die der kammerförmigen Anlage hingegen bei gemeinschaftlichen Todtenlägern („Familienstätten“) vorgeherrscht zu haben. Namentlich in Hinsicht dieser letzteren Art der Gräberausstattung war einem beliebigen Wechsel in Anordnung der Urnen und Steinzeichen freie Hand geboten: Abgesehen davon, dass man die allmählig zu förmlichen Begräbnissplätzen ausgedehnten Gräbergruppen je nach der Oertlichkeit mit einem Erdwalle oder einem (auch wohl bewässerten) Graben umzog, besetzte man die einzelnen Stätten (worunter zugleich hügellose Stellen) zumeist mit konzentrisch angeordneten ein- und mehrfachen Steinringen; zudem legte man zur Aufstellung der Urnen auch unterirdische Steinkränze an oder reihete mehrere Begräbnisse so nah aneinander, dass sie zuletzt förmlich zu einem (Lang-) Hügel mit sehr verschiedener innerer Ausstattung zusammenschmolzen, — der mannigfachen, zum Theil architektonisch gefestigteren Gräberarten zu geschweigen, welche dann später die römische Epoche auch nach dieser Seite hin überall in ähnlichem Maasse herbeiführte. — Der Umstand endlich, dass man es von jeher beliebte, die Gräber in der Nähe von

Kultusstätten¹

anzubringen, trug dann wohl ferner dazu bei, indem dadurch gleichfalls ihre Anlage mitbestimmt ward, die Verschiedenheit derselben zu vermehren, woneben indess schon hier zu bemerken, dass nach Maassgabe gegenwärtiger Beschaffenheit der Denkmäler es überhaupt misslich erscheint, über das eine oder andere mit Sicherheit bestimmen zu wollen, ob es ursprünglich nur den kultlichen Zwecken oder allein der Todtenverehrung oder gleichzeitig dieser und jenen, oder wohl gar dem öffentlichen Verkehr gewidmet gewesen. —

Gleichwie die religiöse Anschauung im Allgemeinen, ausgehend von einem einfachen Naturdienst, ihre Verehrung zunächst natürlichen Erscheinungen zuwendet und in ihnen erst sehr allmählig eben nur ein (sinnlich wahrnehmbares) Symbol für die unsichtbar wirkenden (göttlichen) Kräfte zu erkennen vermag, so knüpfte noch die spätere Götterverehrung der Gallier und Britannier — das beiden gemeinschaftliche Druidenthum —, wie die Kultausübung der Germanen an derartige Erscheinungen an, indem sie in ihnen, wenn auch nicht mehr unmittelbar die Gottheit selbst, doch einen innigeren rückwirkenden Zusammenhang mit derselben voraussetzte. Die sich im fernsten Alterthum verlierende Ansicht von der Heiligkeit besonders gestalteter Steine und Felsen, eigenthüm-

¹ S. bes. E. Breton. Ueber die keltischen Denkmäler in J. Gailhabaud's Denkmäler der Baukunst. I. S. 9 ff. Für Deutschland insbesondere Ch. Keferstein. Ansichten über die keltischen Alterthümer. S. 263 ff.; dazu F. Mosch. Die alten heidnischen Opferstätten und Steinalterthümer etc. Gotha. 1855.

lich gelegener Seen, Ströme, Bäche und mächtig ausgestatteter Bäume hatten sie miteinander gemein. Von diesen letzteren waren es bei den Galliern und Briten vor allen die Eiche und Fichte, bei den Germanen indess nächst der Eiche die weithinschattende Buche, Linde u. a., denen man mit Ehrfurcht begegnete. Hochemporragende Berge, wie in Deutschland den Melibokus (Brocken), dichtbelaubte Waldungen und durch Hain oder Hügel ausgezeichnete, von Flüssen oder vom Meere umspülte Inseln, betrachtete man als vorzugsweise zur Ausübung des Kultus geeignete Stätten. Wo diese, wie zumeist bei den Hainen u. s. w., eines natürlichen Schutzes entbehrten, sicherte man sie nach aussen durch Wall und Graben, aber auch die Inseln nicht selten noch besonders durch Erd- oder Steinumwallungen. — Tempel im eigentlichen Sinne hatte man nicht.¹ Ueberall diente man den Göttern im Freien. Im Schauer der Waldung, im rauschen des Meeres und der Luft ahnte man ihre Allgegenwart. Durch Aufrichtung ungeheurer Steinmassen zur Abgrenzung des ihnen geheiligten Bezirkes, durch Herstellung riesiger Opferaltäre und kolossaler Denksteine oder Symbole — durch den gewaltigsten Aufwand physischer Kraft und zum Theil schauererregende Opferungen — strebte man sie zu verehren und günstig zu stimmen.

Die Errichtung der bei weitem grösseren Zahl der in Ueberresten noch vielfach bestehenden Monumente der Art wird vorzugsweise den Kelten zugeschrieben. So weit sie sich über Gallien, Britannien, das westliche und südliche Germanien zerstreut vorfinden, glaubt man in ihnen wohl mit Recht Denkmäler des druidischen Kultus zu erkennen. Aber auch das südliche Schweden, Dänemark und die nord- und mitteldeutschen Länder entbehren ähnlicher Merkzeichen nicht. Möglich, dass auch sie von den einst in ihnen angesessenen keltischen Stämmen hergestellt worden (S. 647), ebensowenig aber unwahrscheinlich, dass jene wenigstens theilweis ihre Entstehung auch den nachkeltischen, germanischen und den noch späteren heidnischen Bevölkerungsschichten zu danken haben. Für eine chronologische Bestimmung

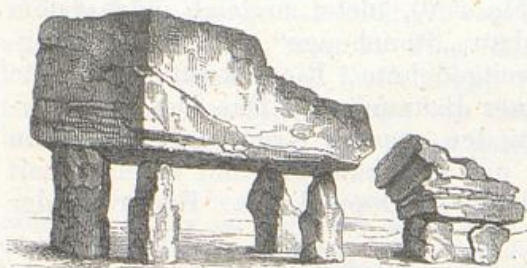
¹ Für die älteren Germanen wird dies durch Tacitus (Germ. c. 9) bezeugt, wenn er trotzdem (Annal. I. 51) eines „Tempels“ bei den Marsen Erwähnung thut, so kann darunter ebenfalls eine ähnliche unbedachte Steinsetzung verstanden werden, wie solche allerdings überall den Göttern errichtet wurden. Der Begriff „templum“ schliesst das nicht aus. Erst zur Zeit der Einführung des Christenthums in Deutschland ist von heidnischen Tempeln die Rede; zwischen dieser und der des Tacitus liegt aber ein grosser Raum. Vergl. übrigens J. Grimm. Deutsche Mythologie. 3. Ausg. I. S. 57 ff. Dazu über die Entdeckung eines heidnischen Tempels von Stein: Kunstblatt. 1837. S. 255. „Ausgrab. Kopenhagen“; ferner die Bemerkungen bei F. Panzer. Beitrag zur deutschen Mythologie. I. (München. 1848) m. Abbildgn. S. I. u. a. m. O.; desgl. W. Wolf. Beiträge zur deutschen Mythologie. I. (Göttingen. 1852) S. 109 ff.; S. 177 ff.; und in Bezug auf das Druidenthum die Auszüge aus K. Eckermann's Lehrbuch der Religionsgeschichte u. s. w. bei G. Klemm. Allgemeine Kulturgesch. VIII. S. 46 ff.

derselben fehlt es durchaus an historisch gesicherten Stützpunkten. Anzunehmen ist, dass ihre Beschaffung in Gallien und Britannien mindestens bis zur Aufhebung des Druidenthums (dort durch den Kaiser Claudius, ¹ hier erst um vieles später durch Aufnahme der christlichen Lehre durch die Druiden selbst ²), in Germanien indess bis zum gänzlichen Umsturz des Heidenthums fort dauerte; namentlich in einzelnen Theilen von Deutschland währte eine Art von Stein-Symbolik noch lange, bereits als das Christenthum dort weitere Verbreitung gefunden hatte. ³

Die als eigentlich keltisch bezeichneten, mit dem Druidenthum in Verbindung gedachten Steindenkmale zeigen, bei einer vorschreitenden Betrachtung derselben vom Einfachen zum Zusammengesetzteren, keine geringere Mannigfaltigkeit in Form und Anordnung, als die Grabstätten. Ausgehend von dem nur für sich allein emporgerichteten Felsblock lassen sie dabei die weitgreifendsten, sich gleichsam als Uebergangsgestaltungen darstellenden Wandlungen bis zur wohlgeordneten Aneinanderreihung vieler derartiger Steinkolosse zu einem abgerundeten Ganzen in ziemlich anschaulicher Weise wahrnehmen.

Die isolirt (meist senkrecht) aufgestellten Steinpfeiler sind gewöhnlich durchaus roh belassene Felstrümmer von bedeutender Massenhaftigkeit. Ihr Durchmesser wechselt zwischen 10 bis 18 Fuss, ihre Höhe zwischen 20 bis 58 Fuss und darüber. Zuweilen erscheinen sie nach unten, häufiger indess nach oben kegelförmig verjüngt. In einzelnen Fällen sind sie theils auf dem Gipfel, theils an den Seiten schalenförmig ausgehöhlt oder, was die Seiten betrifft, mehrfach durchlöchert, mit Rinnen versehen u. s. w. Ihrer ursprünglichen Bedeutung nach glaubt man in ihnen theils öffentliche oder privatliche Grenzsteine, theils Göttersymbole oder, gestützt auf Aelian (histor. var. XII. 23), Gedächtnismale im Kampfe gefallener Helden, auch wohl hinsichtlich der an ihnen angebrachten Vertiefungen, Opfer- oder Orakelstätten zu erblicken.

Fig. 238.



Den Steinpfeilern zunächst kommen liegende Felsblöcke von verhältnissmässig nicht minder kolossalen Dimensionen als jene in Betracht. Sie bestehen in einem einzigen Stein, welcher entweder mit dem einen Ende auf dem Boden, mit dem anderen auf einem Untersatzsteine aufliegt oder ebenfalls in einer Platte, die dann tischförmig

¹ Plin. hist. nat. XXX. 1. Sueton. Claud. 25. Aurel. Vict. Cäs. 4. —

² L. Georgi. Alte Geographie. II. S. 123 ff. — ³ Die oben (S. 647. not. 1) angeführten Schriften.

entweder auf zwei oder auch in der Weise auf drei, vier und noch mehr Felsblöcken ruht, dass das Ganze, je nach der engeren oder weiteren Zusammenstellung der letzteren, theils die Gestalt eines vierfüssigen Altars (*Fig. 238*), theils die einer auf drei oder allen vier Seiten geschlossenen oblongen Kammer aufweist. Dabei zeigen die Decksteine — bei einem Monument der letzteren Art beträgt die Länge eines solchen nicht weniger als 26 Fuss, seine Breite, bei 3 Fuss Dicke, 12 Fuss — zuweilen ähnliche schalen- und rinnenförmige Aushöhlungen, wie die Steinpfeiler. Man hat demnach bei ihnen um so weniger angestanden, sie als Opferstätten und zwar als zur Darbringung blutiger Opfer bestimmte Altäre anzusehen.

Anschliessend an diese grösseren kammer- und grottenartigen Aufbaue sind sodann ziemlich ausgedehnte bedeckte Gänge in Form langer und schmaler Korridore zu erwähnen. Sie sind mitunter in Kammern abgetheilt und endigen zuweilen in einen runden oder ovalen Raum. Ob sie ursprünglich, wie angenommen wird, den Priestern zu Wohnstätten oder zur mysteriösen Ausübung gewisser Kultushandlungen — der feierlichen Einweihung der Opfer u. s. w. — gedient, muss natürlich gleichfalls dahingestellt bleiben.

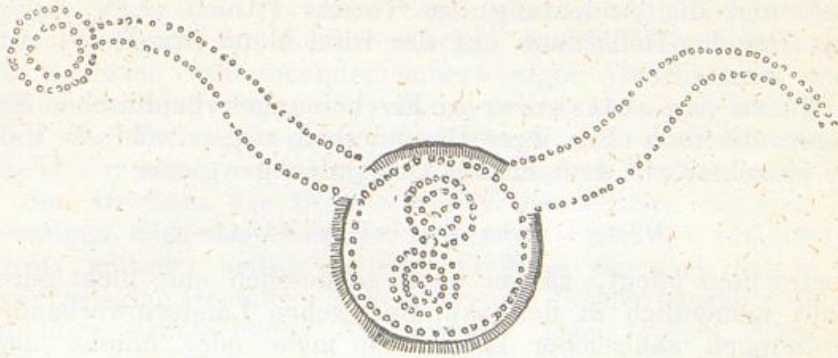
Fast noch räthselhafter als die bedeckten Gänge treten neben diesen oft weitverzweigte Steinpfeiler-Alleen auf. Sie sind aus kolossalen, in den Boden eingesetzten Felsblöcken gebildet und erreichen mitunter bei einer Auseinanderstellung der Steine von je 22 Fuss eine Länge von mehr als 1170 Fuss. Dabei beträgt die Höhe der einzelnen unter sich verschieden grossen Blöcke, so bei der $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen langen Steingasse von Carnak (in der Bretagne), zwischen 3 bis 22, ja selbst 30 Fuss. Zuweilen mündet ein solcher Gang auf einen mit ähnlichen Steinen einfach oder doppelt umgrenzten kreisförmigen Bezirk oder verbindet, wie bei dem Steinmal von Abury, zwei und mehrere derartig bezeichnete Stätten miteinander.¹ — Das zuletztgenannte Monument,² allerdings bereits sehr zerstört, seiner Grundform nach jedoch noch heut erkennbar (*Fig. 239*), bietet zugleich, nächst dem daran anzuschliessenden Steinbau „Stonehenge“, eins der vorzüglichsten Beispiele für eine weitgedehnte, Riesenkräfte erforderte Anlage druidischer Heiligthümer Britanniens. Das Denkmal zerfällt in vier Abtheilungen: In den grossen Kreis von Abury, in die beiden Alleen von Kennel und Bergkampton und in einen mit jenem Kreise verbundenen kleineren Doppelkreis. Ersterer, der

¹ Diese Gassen erinnern an die Sphynxalleen der Aegypter, durch welche sie die verschiedensten Heiligthümer zu einem Ganzen zu verbinden pflegten (vergl. oben S. 79 ff.); vielleicht wollte man durch sie auch hier nur den Weg, den man in Prozession (?) zu ihnen zurücklegte, (als geheiligt) bezeichnen. —

² D. Stuckely. A description of Abury. Lond. 1722. J. Gailhabaud. Denkmäler (celtische). Fig. 52—55.

Haupttheil des Ganzen, wurde von einem Wall und einem denselben nach Innen zu umlaufenden Graben begrenzt. Sein Durchmesser beträgt nahe an 1600 Fuss, der Umfang des Grabens.

Fig. 239.



3800 Fuss. Längs dem Rande des letzteren war eine Reihe von rohen Steinen aufgestellt. Sie umschloss zwei je durch doppelkreisförmig angeordnete Blöcke gebildete Bezirke von gleicher Ausdehnung. Bei beiden, deren Mittelpunkte 548 Fuss von einander entfernt sind, bestand der äussere Ring aus 30, der innere aus 12 Steinen.

Das bereits oft beschriebene ¹ Monument „Stonehenge“, kaum minder gewaltig als das von Abury und, wie schon dessen Name „Hängestein“ andeutet, von besonderer Anlage, stellt gewissermaassen die höchste Ausbildung dar, die der druidische Steinbau überhaupt erlangte. Das Ganze wurde durch vier concentrische Kreise gebildet, von denen jeder aus einer bestimmten planmässig vertheilten Anzahl senkrecht gestellter Pfeiler von oblonger und, wie es scheint, bearbeiteter Form hergestellt war. Der äussere Kreis, 108 Fuss im Durchmesser, zählte ursprünglich 30 solcher Pfeiler, je von 16 Fuss Höhe. Sie waren durch horizontal darüber gelegte Steinbalken gleichsam zu einer bedeckten Gallerie miteinander verbunden. Der nächstfolgende Kreis bestand aus 40 jedoch freistehenden Pfeilern von nur 7 Fuss Höhe. Ihm folgte ein aus 10 Pfeilern von 22 Fuss Höhe gebildeter Kreis, dessen Pfeiler paarweise einen Deckbalken trugen und diesem, als letzte Umgrenzung des Mittelraums, ein durch 30 kleine oblonge Blöcke bezeichneter Ring. — Auf einen solchen oder doch ihm ähnlichen

¹ S. Inigo Jones. The most notable antiquity of Great Britain vulgarly called Stoneheng on Salisbury plain restored. etc. Lond. 1725. J. Smith. Choir Gavr the grand orrery of the ancient Druids commoly called Stonehenge etc. Salisb. 1771. A Description of Stonehenge, extracted from the works of the most eminent authors Salisb. 1795; bes. F. Mone. Geschichte des Heidenthums u. s. w. II. S. 439 ff. D. Passavant. Kunstreise durch England u. s. w. Frankf. a. M. 1833. S. 143 ff. F. Kugler. Handbuch der Kunstgesch. (2. Aufl.) S. 8. J. Gailhabaud's Denkmäler (celtische). Fig. 48—51. E. Guhl u. J. Caspar. Denkmäler der Kunst. Taf. I. Fig. 6 u. 7; u. A.

Bau mag denn wohl allein Diodors (II. 47) Erwähnung „eines merkwürdigen mit vielen Weihgeschenken gezierten Rundtempels, der sich auf einer dem Keltenlande gegenüber liegenden Insel im jenseitigen Ocean (also wohl in Britannien) befinden sollte“ und die Andeutung des Tacitus (Annal. XIV. 30) von einem Druiden-Heiligthum auf der Insel Mona (Anglesey) zu beziehen sein.

Mit zu den seltsameren Erscheinungen heidnischer Steinanlagen, die man eben ihrer Besonderheit wegen wohl als Ueberreste einzelner mit dem Kultus verbunden gewesener

Ding- oder Gerichts-Stätten

zu betrachten pflegt, zählen dann schliesslich eine nicht geringe Anzahl namentlich in den skandinavischen Ländern vorhandener Anordnungen zahlreicher Blöcke zu mehr oder minder ausgedehnten einfachen und doppelten Kreisen, ovalen Ringen und Dreiecken,¹ insbesondere aber zu einer, langgezogenen Schiffsverdecken (mit Andeutung der Ruderbänke, Masteinlage u. s. w.) nicht unähnlichen Form;² daneben, jedoch über alle einst von Kelten eingenommenen Länder in gleichem Maasse zerstreut, sogenannte Wag- oder Wackelsteine.³ Diese bestehen und zwar zum grösseren Theil je aus einem einzigen kolossalen Block, der entweder durch irgend welchen Zufall oder anscheinend durch Menschenhand so auf einen Untersatzstein in Gleichgewicht gestellt ward, dass ihn eine auch nur mässige Berührung in Schwankungen zu versetzen vermag. Bei einzelnen dieser Steine, deren Gewicht (von 80 Fuss Umfang) wohl auf 5000 bis 10,000 Centner berechnet ist, soll (?) der obere Stein mittelst einer Aushöhlung auf einem wiederum zur Hälfte in dem Untersatz liegenden kugelförmigen Gestein ruhen, wodurch denn jener zu einer sogar rotirenden Bewegung gebracht werden kann. Der ursprüngliche Zweck dieser Kolosse ist nicht zu ermitteln. Einige Alterthumsforscher vermuthen in ihnen Orakelstätten, andere (mehr geistreich wie möglich) glaubten in ihnen „ein Sinnbild der Welt im Raume, ein Bild der Macht, die das Weltall mit der geringsten Kraft bewegt, oder ein Bild der Bewegung, durch welche alles in dem Weltall lebe“ gefunden zu haben, wogegen wieder andere in ihnen nichts weiter als ein mechanisches Kunststück einer ihre physische Kraft gern übenden Bevölkerung und neuere Beurtheiler eben nur ein von der Sage umhülltes Spiel der Natur zu erblicken vermeinen.

¹ Viele Beispiele in H. Sjöborg. Samlingar for Nordens Fornälskare. I. Pl. 1; 2; 3; 11 ff.; Pl. 19. II. Pl. 3. Fig. 7; Pl. 14. Fig. 49; Pl. 18. III. Pl. 20; 29; 34. — ² Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde. S. 34 ff. —

³ Nächst J. Gailhabaud's (celtische) Denkmäler u. s. w. s. G. Klemm. Allgem. Kulturgeschichte. VIII. S. 49; A. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 17; F. Mosch. Die alten heidnischen Opferstätten. a. m. O.

Das Geräth.

Was die dem Stein-, Bronze- und Eisenzeitalter angehörenden Gräber an geräthlichen Gegenständen enthalten, entspricht seiner stoffigen und handwerklichen Beschaffenheit nach genau den in ihnen vorkommenden anderweitigen Alterthümern. In den ältesten Stätten finden sich einzig neben den ausschliesslich von Stein oder Bein gefertigten Werkzeugen und Waffen verhältnissmässig nur wenig von einander verschiedene Gefässe von Thon; in den Gräbern des Bronze- und Eisenzeitalters dagegen neben derartigen, doch mannigfaltiger geformten Geschirren zumeist bronzene, mitunter selbst goldene Gefässe von einer der in ihnen niedergelegten metallenen Waffen und Schmucksachen durchaus ähnlichen ornamentalen Ausstattung. Dazu bieten Stätten der letzteren Art allerdings noch eine Fülle der verschiedensten, jedoch römischen Fabrikzeugnisse dar, während in einzelnen Gräbern Ueberreste selbst hölzerner Geräthschaften einheimischer Gewerbsthätigkeit in eben nicht unbeträchtlicher Anzahl entdeckt wurden. Aber weder diese, sicher erst nach der Mitte des ersten Jahrtausends nach Chr. gefertigten Möbel,¹ noch jene zum grösseren Theil kaum früher als im Verlauf der ersten Jahrhunderte nach Chr. allgemeiner verbreiteten Gegenstände römischer Industrie, können für die Ausbildung des geräthlichen Komforts der in Rede stehenden Völker während der Dauer ihrer Selbständigkeit maassgebend sein. Ein zuverlässigeres Urtheil auch darüber gestatten nächst den, wenngleich in dieser Hinsicht besonders dürftigen Nachrichten der Autoren, doch wiederum allein die älteren Grabalterthümer und so zwar einzig die durch sie fast allein vor Augen gestellten Zweige der

Gefässbildnerei.²

Mit Ausnahme derjenigen Gefässe, deren Inhalt, in Ueberresten von Leichenbrand bestehend, die Bestimmung derselben

¹ An einzelne roh aus einem Eichenstamme zugehauene Grabkisten, wie solche (als seltene Ausnahmen) in Gräbern der Bronzezeit vorkamen (s. A. Worsaae. Dänemarks Vorzeit. S. 77), darf hier nicht gedacht werden, vielmehr an die Gegenstände, welche am Lupfen bei Oberflacht in Württemberg entdeckt und von v. Dürrieh und W. Wenzel (Stuttgart. 1847) beschrieben wurden. — ² Namentlich über die Töpferei und die thönernen Grabgefässe s. G. Klemm. Handb. der german. Alterthumskunde. S. 161 ff. F. Wiggert in E. Förstemann's Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. I. B. 2. Heft. S. 101 ff. F. Lisch. Jahrbücher des Vereins für mecklenb. Geschichte u. s. w. X. S. 237; S. 253. XI. S. 353; S. 395. XII. S. 421. XIV. S. 340 ff. XVIII. S. 227 ff. L'Abbé Cochet. La Normandie souterraine (2. Ed.). S. 171 ff.; dazu L. v. Ledebur. Das königl. Museum u. s. w. a. v. O. und die oben (S. 594) genannten Sammelwerke.

als eigentliche „Todtentöpfe“ unzweideutig erkennen lässt, ist es gegenwärtig kaum mehr möglich, die im Laufe der Zeit den verschiedenen Grabstätten enthobenen Geschirre je ihren ursprünglichen Zwecken nach näher zu bezeichnen. Dass sie indess nicht alle, wie wohl angenommen ward, für den Tottenkultus angefertigt worden, vielmehr, gleich den ferneren Beigaben an Waffen u. s. w., mit denen man die Leichen auszustatten pflegte, auch dereinst den Lebenden und zwar als Hausgeräthe gedient, hätte dabei doch nie in Frage gestellt werden sollen. Sowohl die technische Beschaffenheit der Gefässe selbst und, was zunächst die irdenen betrifft, deren mannigfaltige Form und Ausstattung, wie der Umstand, dass man die Todten zu allen Zeiten ohne Unterschied der Bestattungsweise mit derartigen Geschirren beschenkte, steht einer solchen höchst einseitigen Ansicht entgegen.

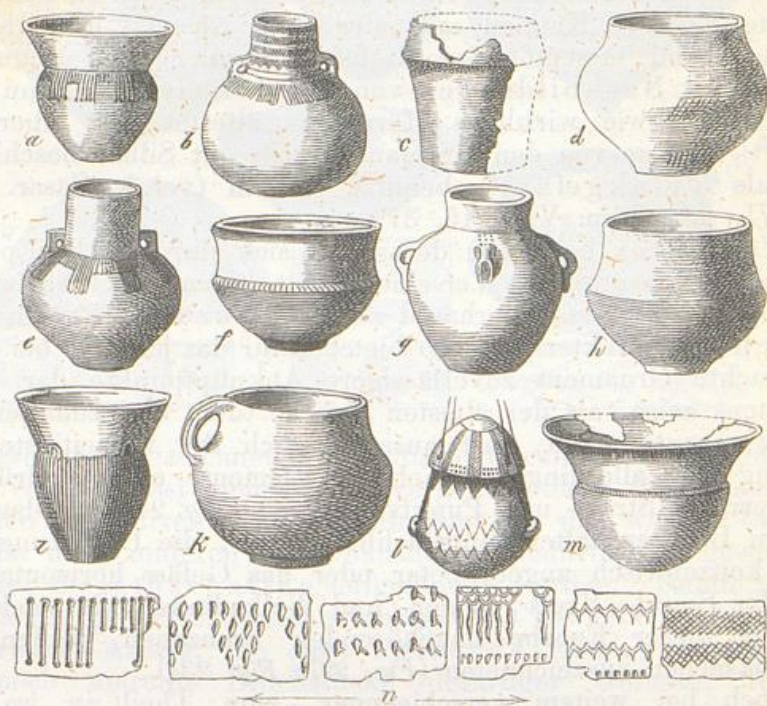
Aus der Verfertigung der Thongefässe, einschliesslich der dem Steinzeitalter angehörenden, geht unleugbar hervor, dass man von jeher darauf bedacht gewesen, sie so dauerbar als möglich herzustellen. Sie sämmtlich, wie sorgfältige Untersuchungen (wenigstens für Deutschland) ergeben haben, wenn gleich bis zum Ausgange des Heidenthums nur mit freier Hand, ohne Anwendung der Drehscheibe, aus einer jedoch festbindenden Mischung von Thon und zerstampftem Granit (Glimmerblättchen, Feldspath und Kies) geformt, wurden stets am Feuer mehr oder minder hart gebrannt. Dabei hing die Färbung derselben theils von der dazu verwendeten Erde, die man im Laufe der Zeit immer feiner zu verarbeiten lernte, theils von der Stärke der Brennung, der man sie aussetzte, ab. Demnach zeigen die thönernen Gefässe noch heut alle Nüancen vom helleren Gelb bis zum dunkleren Ziegelroth, ja selbst bis zum russigen Schwarz.

Als besonders charakteristische Kennzeichen für die der ältesten Zeit — den „Hünengräbern der Steinperiode“ — angehörenden Thongefässe hat man zunächst deren „im Allgemeinen“ geringen Umfang, sodann bei aller „Mannigfaltigkeit“ ihrer Gestalt die dabei vorherrschenden Bildungen zu „kannen-, birnen-, kugelförmigen Urnen (mit oder ohne Henkel) und kleinen becherförmigen Gefässen mit fast senkrechten Wänden“, vor allem aber die Weise der Verzierung in Anschlag gebracht. So ziemlich allgemein indess auch jene allerdings auf Beobachtung zahlreicher Gräberfunde (*Fig. 240. a. b. c. e. i*) beruhende Eintheilung gehalten erscheint, so gestattet dennoch selbst sie im Hinblick auf anderweitige ebenfalls in steinzeitlichen Gräbern entdeckte schüssel-, napf- und hängkorbähnliche Geschirre (*Fig. 240. l. m*), wenigstens insoweit es die Form betrifft, eine bei weitem freiere Fassung.

Aehnlich verhält es sich in dieser Hinsicht mit einer oft versuchten Klassifikation auch der aus dem Bronzezeitalter stammenden thönernen Geschirre. Hier jedoch sind wesentlich

diejenigen, welche zur Aufnahme der Ueberreste des Leichenbrandes bestimmt waren, von denen, welche man ihnen als Beigefässe hinzufügte, zu unterscheiden. Erstere theilen sich in eigentliche „Beinurnen“ (ossuaria) und in „Aschenurnen“ (cineraria); letztere als beliebige Mitgaben, in mancherlei Arten von unzweifelhaft häuslichen Geräthschaften.

Fig. 240.



Die dem besonderen Zwecke der Todtenbestattung gewidmeten Gefässe und zwar die ihres Inhalts wegen sogenannten Beinurnen haben zumeist bei sehr verschiedenem Umfange und mässig wechselndem Profil die Gestalt rundbauchiger, enger- oder weithalsiger Vasen. Nur selten sind sie verziert, häufiger dagegen, und dann bei vorherrschender Topfform, entweder mit einem Henkel oder mit mehreren henkelartigen Oesen ausgestattet (Fig. 240. d. f. h. k). Nächst ihnen kommen denn aber auch hier, gleichwie neben den ihnen ähnlichen Urnengefässen der Steinperiode, sowohl flachere als tiefere Schüsseln oder Näpfe, flaschenförmig zusammengezogene Behälter und, doch nur als Ausnahmen, die schon oben (Fig. 237) betrachteten sogenannten Hausurnen in mehrfach wechselnder Gestalt vor.

In gleicher Mannigfaltigkeit wie diese grösseren „Todtentöpfe“, gewissermaassen als nur verkleinerte Nachbildungen derselben, stellen sich sodann die „Aschenkrüge“ dar, wohingegen

die wiederum daneben aufgestellten Beigefässe abermals die grösste Verschiedenheit behaupten. Diese wiederholen nicht allein sämtliche vorerwähnten Gestaltungen in allen Dimensionen, sondern fügen noch jenen besondere Formen hinzu. So erscheinen unter ihnen grössere und kleinere mehrfach gehenkelte Töpfe, wie sich solche in späten Gräbern noch häufig als umfangreichere Beinurnen finden (*Fig. 240. g*), ferner nicht selten mehrere, zu einem Ganzen verbundene (Doppel-) Geschirre, auch einfache und doppelte Becher, Kannen mit oder ohne Ausguss und Henkel, Näpfchen und tassenförmige Gefässchen aller Art; unter anderen selbst Nachbildungen von Thierhörnern, die denn ohne Zweifel, gleichwie wirkliche Hörner in ältester Zeit überhaupt (S. 448), und so von den Germanen reich mit Silber beschlagen, wohl als Trinkgefässe benutzt wurden (vergl. Cäsar. bell. gall. VI. 28. Plin. VIII. 15. 37.)

Während es bei einer derartigen sich durch alle Epochen hinziehenden formalen Verschiedenheit kaum durchführbar erscheint, jene Gefässe überhaupt nach dieser Seite hin chronologisch zu charakterisiren, so bietet dafür das jeweilig bei ihnen angebrachte Ornament zuverlässigere Anknüpfungspunkte dar. Dies wenigstens zeigt, als der ältesten Epoche (dem Steinzeitalter) besonders eigenthümlich, fast ausschliesslich die vielseitigste Verwendung der allerdings einfachsten Elemente einer gedrückten oder geritzten Strich- und Punktverzierung (*Fig. 240. n*); dagegen, als dem Bronzezeitalter hauptsächlich eigen, die Benutzung ähnlicher konzentrisch angeordneter oder das Gefäss horizontal umlaufender Spiral-, Kreis-, Bogen- und Wellenlinien, wie solche die ebenfalls dieser Epoche angehörenden bronzenen Waffen und Schmucksachen auszeichneten (*Fig. 227; Fig. 231*).

Doch bei weitem verschiedener, zum Theil in wahrhaft künstlerischer Verbindung treten diese Ornamente (gravirt oder geprägt) an den hierhergehörigen metallenen Gefässen auf (*Fig. 241. d. g*). Diese indess unterscheiden sich von den thönernen noch ausserdem durch eine nicht selten äusserst edle Profilirung, überhaupt aber durch eine zu allen häuslichen Verrichtungen zweckentsprechendere Formenbildung im Ganzen und Einzelnen. Viele derselben, den noch heut überall gebräuchlichen Henkelpfannen, bedeckten Tiegeln u. s. w. durchaus ähnlich,¹ stellen sich unzweifelhaft als Koch- oder Speisegeschirre dar (*Fig. 241. a. c. f*), wogegen wiederum andere, zuweilen von Gold und überreicher Ausstattung, wohl ausschliesslich kultlichen Zwecken gewidmet gewesen sein mögen (*Fig. 241. b. e*). Jedenfalls lassen Stoff, Form und Behandlung dieser Gefässe das bereits hochausgebildete handwerkliche Geschick ihrer gewiss zum Theil ebenfalls

¹ Ausser mannigfachen Beispielen, wie sie die oftgenannten Werke in grösserer Anzahl darbieten; ist zu vergl.: *Memoirs illustrativ of the History etc. of Lincoln*. S. XXX.

keltischen Verfertiger in demselben Maasse erkennen, als deren anderweitige Hinterlassenschaft.

Fig. 241.



Ausser den bezeichneten in britischen, gallischen und germanischen Gräbern fast gleichmässig vorgekommenen thönernen und bronzenen Geschirren sind verhältnissmässig nur wenige Ueberreste von noch anderen, den häuslichen Bedürfnissen gewidmet gewesener Geräthschaften aufgefunden worden. Dahin gehören zunächst bronzene Reifenbeschläge mit beweglichen Henkeln von zierlicher Arbeit, die einst hölzerne Eimer umgaben,¹ selbst noch unreife Bruchstücke derartiger Gefässe; ferner Quetschmühlen in urthümlichster Form, nur aus einem gewichtigen Unterlegstein und steinernen Reiber bestehend;² sodann theils steinerne theils bronzene Klingen von hakenförmigen Pflugscharen, Sicheln u. s. w. sammt den schon oben (S. 640 ff.) angeführten Stein- und Bronzewerkzeugen. Ihnen sind noch bronzene Pincetten, löffelartige Gegenstände und schliesslich kleine, den noch heut in einzelnen Gegenden allgemeiner gebräuchlichen Schafscheren durchaus gleichgestaltete Instrumente hinzuzufügen.³

Die Möbel,

mit denen man die Wohnräume auszustatten pflegte, scheinen dagegen überall ausser Verhältniss dürftig gewesen zu sein. Ihrer

¹ L'Abbé Cochét. La Normandie souterraine (2. Ed.). S. 391 ff.; S. 398; dazu Pl. XV. Fig. 8; Pl. XVII. Fig. 11. u. oben S. 635. — ² G. Klemm. Handbuch der german. Alterthumskunde. Tab. I. Fig. 1 u. 2. — ³ Abbildungen u. A. bei A. Worsaae. Afbildninger. S. 51. Fig. 207—214.

Ausbildung stand wohl auch hier das allen jenen Stämmen eigene Leben im Freien hemmend entgegen. Da bei ihnen wie bei fast sämtlichen vorerwähnten Völkern das Haus gewissermaassen nur den Zweck einer Ruhestätte und Vorrathskammer erfüllte, sich nicht höhere Interessen an dasselbe knüpften, und jede Beschäftigung, selbst der handwerkliche Betrieb (wie noch jetzt bei den Landleuten) vor und ausser demselben ausgeübt werden musste, konnten sie es sich allerdings ebenfalls an der Beschaffung nur weniger derartiger Bequemlichkeitsmittel genügen lassen. Sie beschränkten sich somit bei den Britanniern, Galliern und Germanen, ehe bei ihnen römische Kultur festere Wurzeln geschlagen, auch hauptsächlich auf ziemlich einfach hergestellte Sitze und Lagerstätten. Den unstät umherstreifenden Stämmen genügte die nackte Erde und die von ihnen getragenen rohen Fellhüllen; bei den kultivirteren Briten und den gebildeteren Galliern indess waren Unterdecken von Wolfs- oder Hundsfellen im Gebrauch. Auf ihnen liessen sie sich ganz nach orientalischer Sitte hockend nieder. Wenn sie ihre Ess- und Trinkgelage feierten standen daneben die Herde und auf diesen, zwischen lodernem Feuer, Kessel und reichlich mit Fleisch besteckte Bratspiesse. Knaben und junge Mädchen warteten ihnen auf (Diod. V. 28. Strab. IV. 4). — Eine ähnliche Benutzung der Thierhäute zu Lagerstätten fand bei den Germanen statt. Dass sie dazu vornämlich die dichten Bärenfelle wählten, ist sprichwörtlich bekannt. „Ganze Tage,“ erzählt Tacitus (Germ. 17), „bringen sie unbekleidet am Herde und am Feuer zu“ und „wenn sie nicht Krieg oder Jagd hinausführt, ergeben sie sich dem Schläfe und dem Essen“ (Tacit. Germ. 15; vergl. Cäs. bell. gall. VI. 21. 28). Bei Trinkgelagen indess, die bei ihrer ihnen oft genug nachgerügten Unmässigkeit im Genuss berauschender Getränke meist mit blutigen Raufereien endigten (Tacit. Germ. 22. 23), scheinen sie jedoch nicht wie die Gallier gelegen, sondern auf Bänken und Klötzen um einen Tisch gesessen zu haben. An Material zur Herstellung derartiger ebenso einfacher als natürlicher Mobilien konnte es ihnen in ihren Wäldern natürlich nicht fehlen. — Roh von Stein gearbeitete Sitze in Form massiver Bänke und Lehnstühle haben sich, vermuthlich als Reste von Gerichts oder Kultusstätten, in Britannien und Deutschland mehrfach erhalten.¹

Spielapparate,

ungeachtet den Germanen die Spielwuth nicht minder als die Trunksucht ebenfalls schon von Tacitus (Germ. 24) vorgeworfen ward, sind dennoch nicht häufig zum Vorschein gekommen;² doch

¹ F. Mosch. Die alten heidnischen Opferstätten u. s. w. S. 9; S. 17; S. 18; S. 20; S. 22 ff.; dazu Abbildgn. Fig. 3; 23; 30. a; 32. a; 32. b. — ² G. Klemm. Kulturgeschichte des christl. Europa. I. S. 36.

find man beinerne Würfel, ganz den heutigen ähnlich, in gallischen und germanischen Grabstätten,¹ wobei indess zu vermuthen, dass sie römischen Ursprungs sind. — Kinderspielzeug aber, in verkleinerten Nachbildungen von allerlei irdenem Geschirr u. s. w. darunter auch kleine Klapperwerkzeuge u. dergl., wurden sowohl hier wie dort zu Tage gefördert.²

Die Ausübung der Musik, mit Ausnahme des Gesanges, zählte weder bei Galliern noch Germanen mit zu den allgemeineren geselligen Freuden. Bei diesen wie bei jenen hing sie wesentlich mit dem Kultus zusammen, auch trug sie hier wie dort mehr einen recitativen als instrumental selbständigen Charakter. Sänger verkündeten das Lob der Helden und Götter in epischer Redeform mit einfällender Begleitung des Saitenspiels (vergl. Tacit. Annal. II. 88. Lucan. I. v. 447. Athen. IV. 37. VI. 49). Auch wohl nur in dieser Weise bildete die Musik einen Lehrgegenstand bei den gallisch-britischen Druiden, wo sie Eigenthum der Sänger oder Barden blieb (Diod. V. 31. Ammian. IX. 15); bei den Germanen war sie freie Kunst, unbehindert ausgeübt von Priestern und Kriegern.

Die Instrumente mögen einfach genug gewesen sein. Bei den Galliern und Briten bestanden sie vermuthlich entweder in leier- und citherartigen oder harfenähnlichen Tonwerkzeugen (Diod. II. 47. V. 31. Ammian. IX. 15), bei den Germanen vielleicht noch ausserdem in einer Art Fiedel, die mit dem Bogen gestrichen ward.³ — Ausser den oben (*Fig. 235*) genannten Kriegstrompeten scheinen sich keine Reste von Musikinstrumenten erhalten zu haben.

Das Kriegsgeräth,

so mannigfaltig es sich auch zunächst bei den Galliern während deren Kämpfe mit den Römern vorzugsweise als Belagerungsgeräth u. s. w. herausgebildet haben mochte (S. 652), beschränkte sich doch vor dieser Zeit bei jenen, und ebenso bei den Britanniern wesentlich auf die schon berührte Anwendung der von ihnen ohne Zweifel aus ihrer asiatischen Urheimath auf europäischen Boden mithinübergeführten

Kriegswägen.

Die Bauart derselben war vermuthlich nicht sehr von der der älteren orientalischen Wägen verschieden, doch ihre Ausstattung

¹ L'Abbé Cochet. La Normandie souterraine. (2. Ed.) Pl. VI. Fig. 5 u. 7. vergl. A. Worsaae. Afbildninger. S. 93. Fig. 366; F. Lisch. Jahrbücher. III. Jahresbericht. S. 44 ff. — ² G. Klemm. a. a. O. S. 34; derselbe: Handbuch der germ. Alterthumsk. S. 83. — ³ Vergl. G. Klemm. Handbuch. S. 192. A. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 344.

wohl weniger reich und prunkend (vergl. *Fig. 113*; *Fig. 162*); aber die Schlachtwägen der Britannier, deren ausserordentliche Gewandtheit in der kriegerischen Verwendung dieses Geräthes selbst die Römer in Erstaunen setzte, waren zuweilen, ähnlich den altpersischen Streitwägen (S. 313), mit (ehernen oder eisernen) Sicheln versehen (Cäsar. bell. gall. IV. 33. VIII. 14; u. o. Tacit. Agric. 12. Dio Cass. LXXVI. 12. Strabo. IV. 5. Mela u. A.). Die Wägen der Gallier waren zweispännig; sie wurden von ihnen gleichzeitig zur Reise benutzt. In der Schlacht trugen sie stets nur den Streiter und Lenker, wobei letzterer dem vornehmeren Stande angehörte (Diod. V. 29. Tacit. Agric. 12).

Die Germanen hatten höchst wahrscheinlich nur vier-
rädri-ge Karren. Diese führten sie und zwar auch im Kriege wohl einzig zum Transporte ihrer Weiber und sonstigen Habseligkeiten bestimmt mit sich. Aus ihnen errichtete man, wie schon oben bemerkt (S. 653), schützende Wagenburgen. Eine Ausnahme davon machten vielleicht die Cymbrern. Sie, noch spät als ein unstät umherschweifendes kriegerisches Hirtenvolk auf Wägen lebend, mögen sich ihrer wohl auch während des Kampfes bedient haben (Strab. XII. 2). — Kleine, sehr zierlich von Bronze gearbeitete Wägen, drei- und vierrädri-ge, die in gallischen und germanischen (?) Gräbern der Bronzeperiode entdeckt wurden, deren specielle Bestimmung aber schwer zu ermitteln sein dürfte,¹ zählten vermuthlich mit zum

Kultusgeräth,

das weder bei den Germanen noch insbesondere bei den Druiden ganz unbeträchtlich gewesen sein kann. — Letzteres war theils innerhalb der geweihten Stätten, der mit Steinen umgrenzten heiligen Bezirke und Götterhaine, an bestimmten Plätzen aufgestellt, theils unter besonderem Verschluss der Priester.

Ein mit Altären und rohen Göttersymbolen ausgestatteter Eichenhain breitete sich (in Gallien) unweit der griechischen Pflanzstadt Massilien aus. Nach der davon gelieferten Beschreibung des römischen Dichters Annäus Lucanus (Pharsal. III. v. 399 ff.) glich er einem seit langer Zeit von keiner Axt berührten Urwald: „Dichtverschlungene Zweige hüllten ihn in schauererregendes Dunkel; nicht begegnete man dort Panen und Nymphen, nur gottlästernden Altären, mit Menschenblut bespritzten Bäumen und durch knorri-ge Baumstämme dargestellten Götterbildern.“

¹ Vergl. über diese wenigstens die Bauart der Wägen sicher erläuternden Funde bes. F. Lisch. Jahrbücher des Vereins für mecklenb. Geschichte u. s. w. IX. S. 372 ff.; XV. S. 271 ff.; XVI. S. 261; XVIII. S. 253; XX. S. 290 ff. m. Abbildgn.

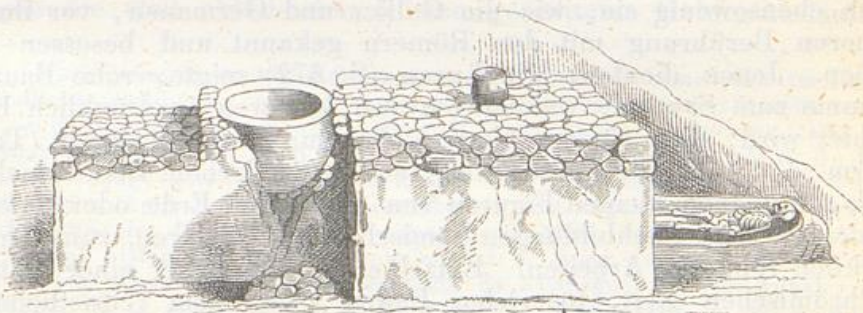
Von dem berühmtesten Hain der Germanen, der auf einer Insel im Ocean gelegen, der „Nerthus“ geweiht war, erzählt Tacitus (Germ. 40). In ihm befand sich ein der Göttin geheiligter, mit einem Teppich bedeckter Wagen, den zu berühren nur dem Priester erlaubt war. Hatte dieser die Gegenwart der Göttin erkannt, so geleitete er ihn, von Kühen gezogen, mit grosser Ehrfurcht. War unter allgemeinem Jubel ihr Umzug beendet, so wurde er, nachdem er sammt dem Teppich in einem verborgenen See gewaschen, die dabei Dienst gethanen Sklaven aber in demselben See ertränkt worden waren, wiederum ins Heiligthum zurückgeführt.“ —

Vermuthlich bei weitem umfangreicher als die Zahl der einer allgemeinen Schaustellung des Kultus gewidmeten Geräthschaften, wozu denn jener Götterwagen gezählt werden muss, war die Menge der

Opfergeräthe.

welche einerseits die Druiden, andererseits die germanischen Priester bei ihren mehr öffentlichen oder geheimen, theils Menschen- und Thieropfern, theils unblutigen Darbringungen, Brandopferungen u. s. w. anwendeten. Neben den dazu erforderten Altären, die man nicht immer aus rohen Steinen bildete (S. 659 ff.), sondern später, namentlich in Deutschland, auch als förmliche Opferherde aufmauerte und so zugleich mit allem Einzelgeräth an Kesseln, Töpfen u. dergl. versah (Fig. 242), hatte man zum abschlachten

Fig. 242.



der dem Tode Geweihten, wie zum auffangen des Blutes derselben, dann ferner zum kochen und verbrennen von anderweitigen Opfertgaben gewiss ein sehr verschiedenes, wenn im Einzelnen auch nicht eben symbolisch bestimmtes, doch formal ausgezeichnetes Geräth. — Viele der in gallischen, britischen und germanischen Gräbern entdeckten steinernen Aexte und Messer, mancherlei der daselbst gefundenen bronzenen Gegenstände, na-

mentlich solcher, deren Zweck als Hausgeräth fraglich erscheint, endlich eine grosse Zahl der irdenen und metallenen Gefässe, die gleichfalls aus ihnen zu Tage kamen, mögen denn ursprünglich wohl mit dazu gehört haben (S. 668).

Ein Hauptgegenstand unter den Opfergeschirren der Germanen war ein mehr oder minder umfangreicher Kessel.¹ Solchen und zwar von Erz, ungefähr 20 Amphoren umfassend, führten die Cymbren sogar mit sich (vergl. S. 573). Wo sie lagerten wurde er aufgestellt und eine Erderhöhung davor aufgeworfen. Ueber ihm weihten Weiber die Kriegsgefangenen, indem sie Jedem mit blankem Schwert die Kehle durchschnitten und sodann aus dem in den Kessel geflossenen Blut den Sieg vorherverkündeten (Strab. VII. 2).

Die Opferung von Menschen im druidischen Kultus geschah zumeist entweder durch Kreuzigung oder Steinigung oder durch Pfeilschüsse. Am liebsten wählte man dazu Verbrecher. Die Kriegsgefangenen dagegen wurden nicht selten, zuweilen sogar gleichzeitig mit Thieren, in grausamster Weise massenhaft verbrannt. Zudem sagte man aus den Zuckungen der Gemarterten wahr, zu welchem Ende man dem dazu Ausersehenen das Schwert in den Rücken stiess. Jene Massenverbrennung indess, die wohl stets in den heiligen Hainen vorgenommen ward, geschah in kolossalen aus Zweigen geflochtenen — ob menschähnlich gestalteten? — Behältern (Cäs. bell. gall. VI. 16. Cicero p. Fonteij. 21. Diod. V. 32. Tacit. Ann. XIV. 30. Strab. IV. 4. Lucan. I. 444. Mela. III. 2. Plin. VII. 2. XXX. 4).

Götterbilder in menschlicher Form, wenngleich von Tacitus bei den Britanniern erwähnt (Tac. Annal. XIV. 32), scheinen doch ebensowenig sie, wie die Gallier und Germanen, vor ihrer näheren Berührung mit den Römern gekannt und besessen zu haben. Jenen dienten, wie Lucan (S. 672) zeigte, rohe Baumstämme zum Symbol, wohingegen von letzteren ausdrücklich berichtet wird, dass sie der Götterbilder durchaus ermangeln (Tac. Germ. c. 9). — Die vorzugsweise auf germanischem Boden mehrfach gefundenen kleinen Figuren von gebrannter Erde oder Metall, sind zum Theil Nachbildungen römischer Götterfiguren, zum Theil wirklich römische Arbeiten. Einzelne gehören sicher einer späten nachrömischen Zeit, in vielen Fällen sogar dem (christlichen) Mittelalter, ja selbst dem Ausgange desselben, dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, an.²

¹ J. Grimm. Deutsche Mythologie. (3. Ausg.) S. 48 ff. — ² Ueber germanische Götterbilder zunächst wiederum J. Grimm. Deutsche Mythologie. (3. Ausg.) S. 93 ff.; dazu G. Klemm. Handbuch der germ. Alterthumskunde. S. 374 m. Abbildgn.; denen noch eine namhafte Zahl aus den oben angeführten Sammelwerken von C. Wagner, P. Houben, F. Lisch u. s. w. u. s. w. hinzuzufügen wäre.

Hispania¹ oder Iberia, von den Griechen auch Hesperia (Westland) genannt — „der erste Theil Europas von Abend her, einer (ausgespannten) Stierhaut vergleichbar, deren Hals in das angrenzende Gallien übergreift,“ wie sich Strabo (II. 4) ausdrückt — trägt, im Gegensatz zu den vorbetrachteten Ländern, das entschiedene Gepräge eines Gebirgslandes. Von Westen nach Osten lagernde, mächtig aufsteigende Hauptketten theilen es in umfangreiche Hochebenen. Diese, von sehr verschiedener Erhebung, werden durch südwärts von jenen abzweigende Höhenzüge wiederum in mehr oder minder ausgedehnte Thäler zerspalten. Sie durchschneidet ein zwar reiches, doch nur wenig ausdauerndes Stromsystem. Selbst die grössten Flüsse, der Ebro, Duero, Tajo, Quadiana u. a., sind nur zum Theil zunächst ihren Mündungen schiffbar. Auf den übrigen Strömen und Nebenflüssen ist der Wasserverkehr gehemmt. Die meisten versiegen im Sommer, theilweis auch die grösseren, und Wassermangel wird fühlbar. Hiervon abhängig, durch die Erhebung der Plateaus mitbestimmt, ist die Vegetation in den nördlicheren und mittleren Gebieten nur dürftig. Zwar fehlt es in den Thälern der Pyrenäen ebensowenig wie in denen der davon abhängenden Gebirgsstöcke an einzelnen wirthlichen wohlbewohnbaren Stätten, im Ganzen indess herrscht hier, ja bis weit über das Mittelplateau sich erstreckend, ein trockenes, fast einzig zu Schafwaiden geeignetes Haideland vor. In den Hochebenen von Neukastilien breiten sich Sand- und Kiesboden, Ginster und Haidekraut in unabsehbare Fernen aus, verhältnissmässig nur spärlich von Wald und Buschwerk durchsetzt. — Dagegen entfaltet sich auf den gegen Südwest sich hinziehenden Bergabhängen des asturischen Gebirges, überhaupt aber in den gegen die steil abfallenden Küsten gerichteten Gebirgsausläufern

¹ Nach besonderen Abhandlungen u. s. w. über einzelne etwa im Lande befindliche Alterthümer, Ausgrabungen u. dergl. aus vorrömischer Epoche suchte ich, mit Ausnahme der wenigen im Text angedeuteten, vergebens. Für das Weitere boten ein zum Theil trefflich zusammenfassendes Material: A. de Laborde. *Voyage pittoresque et historique de l'Espagne*. 4 Vol. Fol. Paris. 1806–1820. (Auch in deutscher Uebersetzung mit Ergänzungen aus desselben Verf.: *Itineraire descriptif de l'Espagne*. Paris. 1807, unter dem Titel: *Maltebrun. Moeurs et usages des anciens habitans de l'Espagne etc.* in *Annales des Voyages, de la géographie et de l'histoire*. V. Paris. 1808. — W. v. Humboldt. Prüfung der Untersuchungen über die Urbevölkerung Hispaniens vermittelt der vaskischen Sprache. Berlin. 1821. Dazu die ziemlich ins Einzelne gehende Bearbeitung nach den Berichten der Alten mit steter Rücksicht auf die noch gegenwärtig vorhandenen Ueberreste und Anklänge in Sitte u. s. w. von L. Georgi. *Alte Geographie u. s. w.* II. Abtheilung. Stuttgart. 1840. S. 6–55; für das Geschichtliche, namentlich in Hinsicht der phöniciischen Kolonien: Chr. Meyers. *Das phöniciische Alterthum*. II. Berlin. 1850. S. 579 ff.; auch W. Wachsmuth. *Allgemeine Kulturgeschichte*. I. Lpzg. 1850. S. 269. — Mancherlei, doch sehr vereinzelt, bei R. Ford. *A Handbook for Travellers in Spain*. 2. Part. Third Edit. London. 1855 (hier zugleich nähere Angabe der spanischen Literatur).

und ihren Thälern eine üppigere Vegetation. Sie nimmt in südlicher Richtung auch im Innern des Landes (in Andalusien), namentlich längs den Uferändern der Ströme in immer gesteigertem Maasse zu, bis sie dann in den Gebieten südwärts von der Sierra Morena (dem Marianus-Gebirge der Alten) und zwischen den Randgebirgen der Küste, in den Thälern der Sierra Neada (Ilipula), ihren Höhepunkt erreicht. In ihnen gedeihen unter dem vom Meere durchfeuchteten Klima (neben allen Arten von Getreide) Wein, Feigen, Mandeln und Oliven in grösster Fülle; hier erheben sich Palmen und schattige Orangenwälder; Reis und Zuckerrohr wird gebaut. Die hier reifende Banane wie der wuchernde Kaktus lassen die Nähe Afrikas ahnen.

So im Allgemeinen war das Land vermuthlich von jeher beschaffen. Aeltere Schriftsteller entwerfen davon eine ähnliche Schilderung. Sie bezeichnen seine nördlicheren Theile als rau und kalt, von Bergen und magerer Erde bedeckt, zwar walddreicher als jetzt, doch nur kümmerlich bewohnbar; seine mittleren Gebiete als gebirgig und ungleich, im Winter sammt den nördlicheren sogar häufigen Schneefällen ausgesetzt. Der Reichthum an Flüssen ist ihnen bekannt, aber auch deren Seichtheit und Trockniss (Strabo. III. Diod. V. 35. Cäsar. bell. civil. I. 60. Plin. III. 3. XXXVI. 77. Livius. XXI. 61. Appian. VI. 47. Mela. III. 1). Die ganze südliche Hälfte gilt dagegen auch ihnen als ein seiner Kultur, Schönheit und Fruchtbarkeit wegen ausgezeichnetes Land. Sie rühmen dessen Lage und Produkte und eben wohl nur im Hinblick auf diese Gebiete die Halbinsel überhaupt. Sie erwähnen deren „Ueberfluss an Menschen, Pferden, Eisen, Blei, Erz, Silber und Gold.“ Sie nennen sie so ergiebig, „dass sie auch da, wo sie der Bewässerung ermangelt und sich gewissermaassen selbst nicht mehr gleich ist, doch Lein und Spartum (Pfriemgras) in Fülle hervorbringt (Mela. II. 6. Just. XLIV. 1. 2. Claudian. Laud. Seren. v. 54).

Eine die Oertlichkeiten nach der ihnen je eigenthümlichen Beschaffenheit so bestimmt unterscheidende Natur, wie die der spanischen Halbinsel, konnte nicht ohne nachhaltigen Einfluss auf die volksthümliche Entwicklung der iberischen Stammbevölkerung bleiben. Schon während ihrer Ausbreitung über die bezeichneten Gebiete (S. 598) hatte sie sich nothgedrungen deren Charakter fügen müssen; im dauernden Besitz derselben aber gewiss schon frühzeitig ein ihnen entsprechendes, sie also ebenfalls von einander sonderndes Gepräge angenommen. Die gebirgige Gliederung des Landes in abgetrennte Thäler, die den Wasserverkehr hemmende Trockniss der Ströme konnte eine derartige äussere und innere Zerklüftung der Eingewanderten nur befördern. In viele Zweige zerspalten, sahen sie sich zur Heranbildung zahlreicher Gemeinden gedrungen. Ueberall mussten Kleinstaaten oder vielmehr Häuptlingsschaften entstehen, die, je nachdem sie die Natur mehr oder

minder begünstigte, theils auf Wahrung, theils auf Vermehrung des Besitzes angewiesen waren. Die nach den nördlicheren Gegenden allmählig vorgedrängten und dort endlich niedergelassenen Stämme sahen sich als Bewohner der dürren wasserlosen Ebenen oder des Innern der Gebirge zur Fristung ihrer Existenz theils auf ein Hirtenleben, theils, auch wohl in Verbindung damit, beständig auf Raub hingewiesen (Diod. V. 34). Nur an den Ufern der grösseren Ströme und in den gesegneten südlichen Theilen der Halbinsel war der Sesshaftigkeit die Hand geboten. Aber auch hier fehlte es nicht an sehr verschieden beschaffenem Terrain; auch hier trennten Gebirge das Land und Volk: — Nirgends kam es zur kräftigen Einigung und so denn musste es bald fremden, höher kultivirteren Ankömmlingen ausweichen.

Die aussergewöhnliche vegetative Produktionsfähigkeit der südlichen Länder, vorzugsweise aber der unermessliche Reichthum Spaniens überhaupt an edlen Metallen, von dem auch spätere Schriftsteller fast märchenhaft klingende Berichte hinterlassen haben (Strabo. III. Diod. V. 36. 37. Plin. XXXIII. 6), waren dem spekulirenden Sinn der handeltreibenden Völker nicht entgangen. Lange bevor die iberischen Stämme den Werth ihrer Schätze erkannt und nutzen gelernt, war schon die Südküste ein erst im Geheimen verfolgtes Ziel phönicischer Kauffahrer, bald aber ein Hauptplatz weitgreifender Niederlassungen der Tyrier geworden (S. 317). Bereits um 1100 vor Chr. hatten sie daselbst die Kolonie Gades gestiftet, sich von da aus zunächst im Westen, sodann, im günstigen Verfolg ihrer Unternehmung, längs der südlichen Küste, ja über ganz Turdetanien — den ausgezeichnetsten Theil der Halbinsel — als Alleinherrscher ausgebreitet. Bis tief ins Land hinein erstreckten sie ihre Monopole; selbst längs der Ost- und Westküste hielten sie einzelne Emporien besetzt, sich hier und überall, den heimischen Stämmen gegenüber, durch Waffengewalt behauptend. — Die im Laufe des achten und siebenten Jahrhunderts von Nordosten her sich auch über Spanien ergiessenden Wanderschaaren der Kelten traten ihnen vermuthlich zuerst in entschiedenerer Weise entgegen. Sie, zum Theil in Verbindung mit den Iberern, überschwebten fortan das Land bis zu seinen äussersten Grenzen. Aber noch während der Zeit einer Ausgleichung der nunmehr keltisch-iberischen Völkerverhältnisse und der vermuthlich dabei wiederum nach Süden zurückgedrängten phönicischen Ansiedler wurden diese selbst durch das zu gleicher Zeit statthabende Sinken ihres Mutterstaates im Osten — des Reiches von Tyrus — jeder festeren Stütze beraubt. Das glanzvoll emporgeblühte Karthago hatte sich zur Selbständigkeit erhoben: Seine Flotten beherrschten das Meer; durch Stiftung neuer Kolonien suchte es auch in Spanien seine Macht zu befestigen. Schon um 654 vor Chr., im Vollbesitz der Insel Ebusus, konnte es sich als Beherrscher des Handels und der

vornehmsten Gebiete des Landes betrachten (Ch. Movers. II. S. 656 ff.). Inzwischen hatten auch griechische Kaufleute die Schätze des spanischen Bodens kennen gelernt und, wie es scheint, einen näheren Verkehr mit den Turdetanern oder Tartessiern eingeleitet; Niederlassungen der Samier und Phokäer, durch tartessische Könige¹ (Arganthonius) begünstigt, waren davon die Folge. Sie jedoch vermochten sich nicht den Karthagern gegenüber zu befestigen. Diese, eifersüchtig bemüht um das Monopol, wussten es mit stets gewaffneter Hand zu wahren. Seit 348 vor Chr. führten wiederum sie den Alleinhandel; seit dem Oberbefehl ihres Feldherrn Hamilkar aber das Scepter über die ganze Halbinsel (237 vor Chr.).

Nicht ohne Besorgniss hatte Rom die wachsende Macht Karthagos verfolgt. Jetzt schien es der Stadt an der Zeit, mit ihr einen Vertrag über die Grenzen des Reiches abzuschliessen (228 vor Chr.). Der Bruch desselben war das Signal zum Kriege. Nach langem gewaltigen Ringen sah sich endlich Karthago genöthigt, seine Besitzungen aufzugeben, Rom aber, durch die fortgedauerte Zersplitterung der Bevölkerung zur Unterwerfung derselben gleichsam aufgefordert. Demungeachtet stiessen die Römer, mit Ausnahme der bereits verweichlichteren südlicheren Stämme, fast überall, namentlich aber im Mittellande, auf hartnäckigste Gegenwehr. Ungebändigter Muth, List und Verschlagenheit, Stolz und Todesverachtung waren die Waffen, mit denen die Spanier der römischen Kriegskunst trotzten. Die nüchterne Zähigkeit ihrer Natur liess sie jede Entbehrung willig ertragen (Justin. XLIV. 2. Phylarch. ap. Athen. II. p. 44). Ihre Gebirge, den kleinen Krieg begünstigend, kamen ihnen ausserdem trefflich zu statten. Diese Umstände allein erklären die zweihundertjährige Dauer des Kampfes. Es war ein Kampf um Leben und Tod, ein Vernichtungskampf der Nation im wahren Sinne. Als er beendet, war das Land seiner besten Volkskraft beraubt. Nachdem es Augustus (25 vor Chr.) seinem Weltreiche als Hispania Tarracoenensis oder citerior, Baetica oder Hispania ulterior und Lusitania, provinziell untergeordnet, sich aber schon im Verlauf des Krieges vielfach römische Sitte Eingang verschafft hatte, konnte die vollständige Romanisirung desselben nicht mehr ausbleiben. Im Ganzen indess erhielt sich im Nord- und Mittellande unter dem Mischvolk der Kelt-Iberer (S. 599) die urthümlich einfachere Lebensweise der alten iberischen Bevölkerung am längsten. Doch blieben Züge altspanischer Nationalität, wie solche die Römer hervorheben, auch dem Volke im Allgemeinen selbst bis heut in überraschender Weise eigen (vergl. Strab. III.).

Die ältesten, das Land und seine Bevölkerung schildernden Berichte reichen im Wesentlichen nicht über die Zeit des Augustus.

¹ Herod. I. 163. Strabo. III. Appian. VI. 5.

Strabo (III.) und Diodor (V. 33—39) sind hier die ausführlichsten Gewährsmänner. Verhältnissmässig nur spärlich werden sie durch andere, zum grösseren Theil noch jüngere Autoren ergänzt. Sie sämmtlich bieten somit auch nur da, wo sie die Zustände der noch zu ihrer Zeit von fremden (römischen) Einflüssen unberührter gebliebenen Stämme, der des Nordens und des rauheren Mittellandes — der Kelt-Iberer — berühren, einer Vergegenwärtigung ursprünglich spanischer Sitte überhaupt, festere Anknüpfungspunkte dar. — Was an monumentalen Ueberresten aus vorrömischer Epoche erhalten, ist seiner Entstehung nach fraglich. Theils scheint es den Kelten, theils den phöniciischen Ansiedlern zu entstammen. Einerseits sind es über die nördlichen Länder zerstreute Steinsetzungen,¹ wie sie das Keltenthum überall hinterlassen, andererseits kyklopisch aufgeführte Mauertrümmer² und vereinzelt, auf phöniciischen Kult bezogene überaus rohe Skulpturfragmente,³ — neuerer Entdeckungen, so der eines bemalten steinernen Sarkophages bei Tarragona,⁴ als noch zu lösender Räthsel (!) hier zu geschweigen. — Sie gewähren demnach der Beurtheilung des hispanischen Kostüms keine Stütze. Aber auch was jene oben genannten Autoren darüber in engerer Beziehung mittheilen, trägt durchaus den Charakter einer auf Grund der angedeuteten völklichen Wechselverhältnisse bereits vielfach getrüben Beobachtung. Häufig vermischen sie Altes mit Neuem, und so auch da, wo sie über

die Tracht

selbst in volksthümlicher Hinsicht sprechen, vermögen sie sich von derartigen, ihrer Zeit überhaupt aber zuzuschreibenden Irrthümern nicht gänzlich frei zu erhalten. Dies erhellt schon aus ihrer Betrachtung der spanischen Gewerbsthätigkeit insbesondere rücksichtlich der dabei angewendeten Naturprodukte, dann aber auch aus ihren zumeist nur ganz allgemeinen, oft sogar ziemlich schwankenden Andeutungen über die bei den einzelnen Stämmen übliche Kleidung, deren Schmuck und Bewaffnung. Nicht immer halten sie Zeit, Oertlichkeit und Volksstamm gehörig auseinander. Im Wesentlichen beschränken sie sich auch hier die Dinge eben nur so, wie sie sich ihnen dargestellt, zu schildern. So denn z. B. rühmen und beschreiben sie, einerseits als eine ihnen wohlbekannte Sache, namentlich den in den südlicheren

¹ Vergl. u. a. J. Gailhabaud. (Keltische) Denkmäler, unter „Dolmen“ und „bewegliche Steine“, wo zugleich der Hinweis auf die Abhandlung von Mendocça de Pina; dazu R. Ford. A Handbook for Travellers in Spain. I. S. 265. — ² A. de Laborde. Malerische und historische Reise in Spanien. (Kleine, deutsche Ausg.) II. S. 190 ff. — ³ Derselbe. a. a. O. I. S. 155 ff. Taf. XV. Nr. 1 u. 3. — ⁴ J. v. Minutoli. Altes und Neues aus Spanien. Berlin. 1854. II. S. 153: „Das Herkulesgrab in Tarragona“. Mit farb. Abbildgn.

Ländern von jeher mit grosser Umsicht betriebenen Bergbau mit ziemlicher Sorgfalt (Strab. III. Diod. V. 36. 37), wohingegen sie andererseits an die ihnen unbekannt, mehr im Innern des Landes geübte Stahlbereitung die verwunderlichsten Vorstellungen von der Art und Weise derselben knüpften (Diod. V. 33; vergl. Justin. XLIV. 2). Von anderweitigen hierhergehörigen Materialien und deren Verarbeitung, wodurch sich Spanien besonders auszeichnete, erwähnen sie sodann die von den Einwohnern des Landes in ältester Zeit unfehlbar allein verwendete Wolle ihrer stets im weitesten Umfange gepflegten Schafheerden und den von ihnen doch gewiss erst um vieles später ebenfalls dafür genutzten Flachs, als gleichzeitige Artikel. Aber erst in der Folge wurde beides durch den Handel zusammen geführt und denn so allerdings, selbst in grossen Massen, theils roh, theils zu sehr verschiedenartigen Gewandungen verarbeitet, gleichzeitig nach Rom versandt. — In dieser Epoche zählten die älteren Wollen- und Leinwandmanufakturen zu Sötabis, Zoela, Tarragona und Carthagena mit zu den damals berühmtesten überhaupt. Sie lieferten in vorzüglichster Güte sowohl dichte wollene Oberkleider (Lacernae), als auch äusserst feine, mit Purpur verbräunte und breiten purpurnen Streifen ausgestattete Linnengewänder (Polyb. III. 114. Livius. XXII. 46. Plin. XIX. 1. Sil. Ital. III. v. 373). Letztere, ihrer glänzenden Weisse und kostbaren Garnituren wegen hochgeschätzt und nach Strabo (III.) sogar eine Erfindung der Spanier, sind wohl unzweifelhaft als ein Erzeugniss althönicischer Industrie zu betrachten. Selbst noch in spätester Zeit waren die meisten Städte Turdetaniens mit Phönicern angefüllt und von den gewiss lange vor der Ausbreitung der Karthager durch sie daselbst wie in ganz Spanien veranlassten Purpurfärbereien die von Barcino (Barcelona) in vollem Betrieb.¹ — Das dem Lande in unerschöpflicher Fülle zugewiesene Spartum wurde mit grosser Geschicklichkeit zu allen Arten von Flecht- und Seilerarbeiten benützt. Aus ihm fertigte man Taue, Körbe, Matten u. dergl. Mit diesen wurde dann gleichfalls bedeutende Ausfuhr nach Rom u. s. w. betrieben (Strab. III. Plin. XIX. 2).² Ausserdem lieferten die Gebirge und Flüsse noch manchen, zum Schmuck dienenden Edelstein. Unter ihnen behauptete der „Tarsis“ (Chrysolith) mit den ersten Rang. Dieser, den Phönicern seit Beginn ihres Handels bekannt, hatte bereits in Folge desselben im (mosaischen) Brustschilde des israelitischen Hohenpriesters seine Verwendung gefunden (S. 344.)³

Die Gesammtheit der hispanischen Bevölkerung theilten die Alten, ihrer vermeintlichen Abstammung nach, hauptsächlich in Kelten, in reine Iberer und Kelt-Iberer. Jene hatten in römischer

¹ Chr. Movers. Das phönicische Alterthum. II. S. 636. — ² Vergl. A. Fischer. Gemälde von Valenzia. I. S. 164 ff. — ³ S. über „Tarsis“ bes. noch Chr. Movers. Das phönicische Alterthum. II. S. 592; S. 597 ff.

Epoche namentlich die nördlicheren Gebiete, letztere, wie schon bemerkt, das Mittelland inne, wohingegen die Stämme der reinen Iberer zwar über das ganze Land verbreitet, vorzugsweise jedoch im Besitze auch südlicherer Theile der Halbinsel waren. Doch sassen auch hier, vielfach unter den phönicischen Ansiedlern zerstreut, theils keltische, theils keltiberische Zweige, so dass eben eine bestimmtere Begrenzung derselben jenen genannten spätern Schriftstellern kaum mehr thunlich erscheinen mochte.

Unter den nördlicheren Völkern waren die Cantabrer, Bewohner der westlichen Pyrenäen, die wildesten (Sil. Ital. III.). Ihnen an (minder roher) Sitte zunächst standen die Bewohner der mittleren (Berg- und Haide-) Distrikte, denen sich dann, als die bei weitem gebildeteren, die Iberer, und unter diesen wiederum, als die gebildetsten überhaupt, die weit über das gesegnete Baetica verbreiteten Stämme der Turdetaner anschlossen. Sie namentlich waren, als Strabo und Diodor schrieben, bereits vollständigst romanisirt. Sie lebten in Städten, beschäftigten sich mit Wissenschaften und trugen das römische Kleid, wesshalb man sie auch, und zwar in letzterer Beziehung gegensätzlich zu ihren nördlicheren Nachbarn, als „Stolati“ oder „Togati“ zu bezeichnen pflegte; ja schon zur Zeit des Sertorius (80 vor Chr.) hatte sich selbst bis ins Innere des Landes römischer Einfluss und mit ihm allmälige Aufnahme der Toga erstreckt. —

Kleidung, Schmuck und Bewaffnung.

Die von römischer Sitte unberührter gebliebenen, nördlicheren und westlicheren Stämme trugen dagegen im Ganzen noch spät das Gepräge einer theils keltischen, theils kelt-iberischen Volksthümlichkeit. Bei weitem die grössere Zahl dieser „Bewohner des Mittellandes und des Nordens oder der Berge“ kleidete sich vorzugsweise nur in Mäntel von schwarzer Farbe und grober Wolle, die ihnen zugleich des Nachts als einzige Schlafhülle dienten. Ein derartiger Mantel, auch hier nichts weiter als ein oblonges Stück Zeug, das um die Schultern geworfen ward (S. 617) bildete, vermuthlich als eigentlich kelt-iberisches Nationalkleid, doch in reicherer, durch Purpur verbrämter Ausstattung, das charakteristische Kriegsgewand („Sagum“) auch der übrigen, iberischen Bevölkerung (Appian. VI. 42. 54). Einzelne pflegten dazu die Beine durch eine Umwicklung mit härnen Binden schienenartig zu schützen, Andere, wohl auf Grund rein keltischen Einflusses, gleich den eigentlichen (gallischen) Kelten, eine vollständigere, hosenförmige Beinbekleidung zu tragen (S. 619). Auf letztere Sitte wenigstens scheint der Name „Braccarii“, der eines zwischen dem Durius und Minus angesessenen Zweiges des weit über das heutige Galicien verbreiteten — ob keltischen?

— Stammes der Gallaecier, hinzudeuten (Tacit. Agric. 11. Plin. III. 4. IV. 34. Flor. II. 17. Sil. Ital. III. v. 353. Dio Cass. XXXVII. 53; dazu oben S. 677). — Das Haar liessen alle jene Völkerschaften, namentlich aber die Gebirgsbewohner, wie die Weiber lang herabhängen. —

Die Frauen waren meist durch bunte (zum Theil wohl hemdförmige oder doch aus zwei Decken hemdförmig zusammengenestelte¹) Kleider und, an einzelnen Orten, durch einen Putz, der den Römern wohl „barbarisch“ genug erscheinen mochte, ausgezeichnet. Dieser nämlich bestand bei Einigen aus einem eisernen Halsbande, von dem sich seit- oder hinterwärts Hörner bis über die Stirn erstreckten und einem daran befestigten, langherabfallenden Gesichtsschleier (Strabo III.), bei Anderen in einer paukenförmigen Mütze, die, rings den Hinterkopf bis zu den Ohrläppchen umgebend, in Höhe und Breite allmähig zunahm; wieder bei Anderen darin, dass sie ein fusshohes Stäbchen, senkrecht auf den Kopf gestellt, mit dem Haar umwickelten und es sodann mit einem schwarzen Schleier behingen. — Als diesen Stämmen noch ganz besonders eigenthümlich heben Strabo und Diodor die Sitte derselben, sich mit Urin zu waschen und selbst die Zähne damit zu reinigen, nachdrücklich hervor, wobei sie zugleich von einzelnen Völkern am Durius erzählen, dass sich diese häufig mit Oel salben und sich sowohl der kalten, als auch der Dampf- und Schwitz-Bäder bedienen.

Die von jenen genannten Zweigen der ältesten Bevölkerung geführten Waffen, wie die Art ihrer kriegerischen Ausrüstung trugen dann, nach römischer Ansicht, zum Theil ein nicht minder barbarisches Gepräge, wie deren kleidlicher Aufputz überhaupt. — Als Schutzwaffe war ihnen, mit nur wenigen Ausnahmen, ein grösserer oder kleinerer Arm- oder Handschild gemein. Dabei hatten die Schilde der nördlicheren Bewohner, ähnlich den Schilden der Gallier, theils eine viereckige, theils eine kreisrunde Form; zudem waren erstere meist leicht und daher wohl von keinem grossen Umfang, letztere hingegen von nicht geringem Durchmesser. Von besonderer Art waren die Schilde der Lusitanier: Diese bestanden in einem etwa 2 Fuss im Durchmesser betragenden, beckenförmigen Rundgeflecht von Thierschnen, ohne Ring und Handgriff. Sie wurden, obgleich nur an einem Riemen hängend getragen, dennoch in so geschickter Weise regiert, dass sie, bei ihrer an sich ausserordentlichen Festigkeit, fast jede anderweitige Schutzwehr entbehrlich machten (Diod. Strab.). Bei weitem die grössere Zahl der Krieger begnügte sich auch wohl einzig mit einem derartigen Schutz. Doch trugen zugleich Viele unter ihnen — vermuthlich die Vornehmeren — ausser dem Schild, echerne Helme mit rothen Haarbüscheln und linnene oder ketten-

¹ S. oben S. 618; S. 152.

geflechtartige Brustbepanzerungen. Von einzelnen wird erzählt, dass sie sich statt der ehernen Helme ebenfalls aus Thiersehnen geflochtener Kappen bedienten, von allen unbehelmten Streitern aber, dass sie ihr langes Haar, während der Schlacht, durch ein Stirnband zusammenfassten. — Fussgänger schützten die Beine durch (lederne, metallene oder die schon erwähnten, härnen) Schienen (Strab. Diod.).

Mannigfaltiger, auch durch Anwendung gehärteten Eisens (Stahl) ausgezeichnet (Diod. V. 33), waren die Angriffswaffen. Zu den hauptsächlichsten zählten einerseits lange zweischneidige Schwerter („denen weder Schild noch Panzer widerstand“) nebst daran befindlichen Dolchen die man im Handgemenge trefflich zu handhaben wusste, andererseits sehr verschieden gestaltete Wurfspere. Letztere, den Römern unter den Namen „Gaesum, Lantia, Bidens, Fallarica, Tragula und, wiederum in besonderer, mehr einem Pfeil sich nähernder Umbildung, als „Sparrum, Verutum und Sudes“ bekannt (Sil. Ital. V. v. 351. Lucil. fragm. XXX. v. 55), waren theils ganz von Eisen, theils aber je aus einem hölzernen Schaft und eiserner oder kupferner Spitze von besonderer Form (auch widerhakig) zusammengesetzt. — Zu ihnen kam dann noch, als eine gleichfalls verbreitete Wurfwaffe, die Schleuder, in deren Gebrauch sich namentlich die Bewohner der der Ostküste zunächst gelegenen Inseln auszeichneten. (S. unten.)

Die Hauptstärke der iberischen und kelt-iberischen Kriegsführung bestand in der keilförmigen Anordnung der Truppen (Livius XL. 40). Im Ganzen indess herrschte, durch die Zersplitterung der Bevölkerung herbeigeführt, keine bestimmtere Masseneintheilung vor. Die unbesiegbare Kraft, insbesondere der nördlicheren und mittleren Stämme, die sich (in ganz ähnlicher Weise wie noch heut) in den Gebirgen zu Räuberhorden vereinigten, (Diod. V. 34), beruhte bei weitem mehr auf den schon oben berührten persönlichen Eigenschaften, als auf vorberechnender Taktik (S. 678). Zudem waren die Iberer überhaupt zu Fuss wie zu Ross gleich gute Soldaten, ebenso gewandt in Flucht und Verfolgung, als ausdauernd im Kampf. Unter Gesang und im Takt gingen sie in die Schlacht (Livius XXIII. 16), wobei unter den Reitern die Sitte herrschte, dass je zwei von ihnen ein Pferd bestiegen, welches später jedoch der eine wiederum verliess um neben seinem Genossen, als Fusskämpfer, zu fechten (Strab.). Die Pferde, gleichwie die Maulesel, deren man sich indess mehr zu privatlichen Zwecken bediente, durch Bergsteigen gestählt, waren zugleich gut dressirt, indem sie sich auf Befehl niederliessen, erhoben u. s. w. So pflegten denn auch die einzelnen Reiter, wenn sie im Reitergefecht gesiegt hatten, von den Rossen zu steigen und als Fusskämpfer noch „Wunder der Tapferkeit“ zu verrichten. Ihre Todesverachtung liess sie dabei den Feinden gegenüber unbezwingbar erscheinen. Sie steigerte sich

bei den Gefangenen im Gefühle ihres stolzen Trotzes nicht selten in dem Maasse, dass diese, obschon von ihren Siegern ans Kreuz genagelt, „Siegeslieder“ anstimmten. Ganz dem ähnlich verhielt es sich mit den übrigen als keusch gerühmten, iberischen Weibern (Liv. XXVI. 49). Auch sie vermochten die schrecklichsten Qualen und Martern mit unerschütterlicher Gelassenheit zu ertragen, ja wenn sich ihnen kein anderer Ausweg zur Freiheit darbot, sich selbst, mitsammt ihren Kindern, freiwillig dem Tode zu überliefern. — Indess gleichwie diese Stämme den Tod verachteten, so auch verfahren sie grausam mit ihren Gefangenen. Sie wurden von ihnen ebenfalls theils unter vielfältigen Martern getödtet, theils mit ihren Pferden zu hunderten dem Kriegsgotte, wie die genannten Berichterstatter doch wohl nur vermeinen, dem „Ares“ geopfert.

Das kultliche Verhalten dieser Völkerschaften nämlich blieb selbst den beobachtenden Schriftstellern ziemlich unklar. Einer besondern Priesterschaft erwähnen sie nicht. „Die Keltiberer,“ so erzählen sie, „huldigen in Vollmondsnächten dem namenlosen Gotte, indem sie ihm vor ihren Hausthüren, unter Feiertänzen, allerlei Opfer darbringen. Dem „Ares (Mars)“ weihen sie, ausser Kriegsgefangenen und Pferden, Böcke, denn Bocksfleisch ist ihnen ihre liebste Nahrung; auch feiern sie“ — ob ihm zu Ehren? — „Kampfspiele im ringen, fechten, fahren, laufen und Wurfspiess werfen.“ — Von der Ausübung eines Kultus bei den Lusitaniern u. A. berichten sie, dass diese „den Opferungen sehr ergeben sind, die Eingeweide beschauen, ohne sie auszuschneiden, insbesondere das Geäder der Brust untersuchen und durch Bestastung prophezeien, auch aus der Lage der hingeworfenen Eingeweide ihrer Gefangenen, die sie zu dem Zweck in Mäntel einhüllen, wahrsagen, diesen mitunter die rechte Hand, zum Weihgeschenk für den Kriegsgott bestimmt, abhauen“ u. s. w. (Strab. III. Diod. V. 34. Justin XLVI. 2. Plin. XVI. 3). Alle diese ohne Zweifel aus einer Mischung theils altpönicischer, theils keltischer und altiberischer Aeusserungen der Götterverehrung hervorgegangenen Erscheinungen mochten den Römern, als sie dieselben wahrzunehmen Gelegenheit hatten gewiss ziemlich fremdartig und barbarisch vorkommen, so dass sie sich bei der Unmöglichkeit sie mit den ihrem nationalen Kultus zu Grunde liegenden Elementen irgendwie in Einklang zu bringen auch jedes weiteren Urtheils darüber enthielten, sich eben einzig damit begnügend für jenes erwähnte Kriegsoffer den wenigstens der Sache nach, ihrer Anschauung zumeist entsprechenden „Mars oder Ares“, als auch von ihnen verehrt, glaublicher Weise entdeckt zu haben. —

Der Bau,

insofern er hier als selbständige Bethätigung der älteren, hispanischen Bevölkerung zu betrachten ist, wird durch die vorliegenden

Nachrichten kaum mehr als nur andeutungsweise berührt. Ausser den erwähnten Ueberresten (S. 679), zu denen vielleicht noch einzelne Felsengräber in der Nähe der Stadt Olerdola (*Fig. 243*),

Fig. 243.



ihrer an altasiatischen Brauch der Felsbegräbnisse erinnernden Anlage wegen hinzuzufügen sind, lassen darüber selbst die späteren, griechischen und römischen Autoren völlig im Dunkeln. Zwar wird von Strabo, auf Grund einer Angabe des Polybius mitgetheilt, dass Hispanien über 1000 Städte gezählt und allein bei den Keltiberen Tiberius Gracchus 300 derselben erobert hat, und ferner, dass in Baetica in einer Gegend von nur 2000 Stadien im Umkreis nicht weniger als 200 Städte bestanden, nirgends aber etwas Bestimmteres über ihre innere und äussere Einrichtung, geschweige denn über die ihrer einzelnen Theile, der öffentlichen und privatlichen Bauten angegeben. Nur so viel geht, mit Bezug auf die Orts-

anlage im Allgemeinen, aus jenen Notizen und der noch gegenwärtigen Beschaffenheit vieler hispanischen Städte hervor,¹ dass man es von jeher geliebt, sie möglichst hoch und fest, auf Hügeln und an Bergabhängen anzulegen, sie aber da, wo solches die Oertlichkeit nicht eben begünstigte, doch mindestens mit Mauern, sei es von Holz oder von Stein, zu umgeben (Tacit. Annal. IV. 45. Appian VI. 76. 99. Flor. III. 2. IV. 12. Dio Cass. LIII. 25. 29).

Die Wohnstätten

der alteinheimischen Bevölkerung glichen noch in spätester Epoche, wenn man sie nicht, wie in Lusitanien und in den Gebirgen überhaupt durch natürliche Höhlen ersetzte (Dio Cass. XXXVII. 52), vielmehr von Grund aus herrichtete, im Wesentlichen den „kuppelförmigen Rundbauten der Gallier u. s. w. Die Dachdeckung wurde auch bei ihnen durch starke Schindeln, das Mauerwerk

¹ Vergl. die Nachrichten über die einzelnen hervorragendsten Städte bei L. Georgi. Alte Geographie. II. S. 29 ff; über die phöniciſche Anlage von Gades s. Chr. Movers. Das phöniciſche Alterthum. II. S. 621 ff.

zum Theil aus Holz, zum Theil aus glatten Formsteinen („Formacaei“) gebildet, die, eine Mischung von Ziegel und Erde, allmählig zu ausserordentlicher Festigkeit erhärteten. Aus diesen Gründen hatten letztere auch bei den Karthagern und den übrigen Ansiedlern, neben dem Felsgestein der Gebirge, selbst zur Herstellung von Tempeln, Palästen u. s. w. vielfach Anwendung gefunden (vgl. Vitruv. II. 1. Pallad. c. 29. Strab. III. Plin. II. 37. XXXV. 14. Polyb. X. ff.). Ein ausgebildeter Kunstbau indess war wohl erst durch die griechischen Kolonien, dann aber im weitesten Umfange durch die Römer nach Spanien übertragen worden. Für den einstigen, sogar grossartigen Bestand desselben liegen noch heut die vielfältigsten Zeugnisse bruchstückweise zu Tage.¹

Der Schiffsbau

hatte ebenfalls nur durch die Ansiedler eine weitere Ausbildung erfahren. Zunächst natürlich durch die Phöniciere, deren „Tharschischschiffe“ ja schon in ältester Epoche berühmt und so fest ausgerüstet waren, dass sie zur Zeit des Salomo die dreijährige Fahrt nach Ostindien auszuhalten vermochten (S. 377). Im Uebrigen boten gerade dafür die Waldungen Turdetaniens ein vorzügliches Nutzholz dar (Strab. III.). — Die Iberer selbst widmeten dagegen dem Seewesen nie grosse Aufmerksamkeit. Noch zur Zeit, da bereits die ganze Halbinsel dem römischen Scepter huldigte, begnügten sie sich theils mit überaus leichten, ursprünglich von ihnen vorherrschend benutzten ledernen Kähnen, theils mit Böten von ausgehöhlten Baumstämmen (Strab. III.). — Noch dürftiger, als über den Bau, sind schliesslich die Nachrichten über

das Geräth.

Von den Bewohnern des metallreichen Tartessus wird zwar erzählt, dass bei ihnen nicht nur alle Trinkgefässe, ja selbst die Krippen für das Vieh von Silber gewesen (Strab. III. Diod. V. 36. 37), doch gehört dies muthmasslich mit zu den Uebertreibungen, welche das Alterthum an das vielgerühmte „Silberland“ überhaupt zu knüpfen gewohnt war. Die Lebensweise der Bewohner des Mittellandes — der Keltiberer — und der des Nordens oder der Berge wird gerade im Gegensatz dazu sogar in dem Maasse als roh und einfach geschildert, dass wenigstens für diese eben kein besonderes geräthliches Besitzthum oder auch nur irgend ein eigens darauf gerichtet gewesener handwerklicher Betrieb derselben vorauszusetzen ist. Von diesen nämlich wird ausdrücklich gesagt, „dass sie sämmtlich ein nur kümmerliches Dasein fristen, Wassertrinker sind und auf blosser Erde schlafen, dass

¹ S. die Abbildgn. bei A. de Laborde. Voyage pittoresque et historique en Espagne.

sie ihr Brod aus Eicheln backen und sich statt des Oels der Butter bedienen“ (Strab. III. Plin. XXVIII. 9); es wird sodann ferner von den gesitteteren Stämmen berichtet, „dass diese während der Mahlzeit auf Bänken sitzen, die im Innern der Häuser längs den Wänden befestigt sind, dass ihnen die Speisen zugetragen werden und die Feier ihrer Gelage vornämlich in Tänzen besteht, die sie unter Begleitung der Flöte und des Horns mit grosser Gelenkigkeit der Beine auszuüben wissen (Diod. V. 34). — Gemünztes Geld hatten sie nicht, so dass sie sich genöthigt sahen, ihre anderweitigen, sich auch bei ihnen durch die Betriebsamkeit der späteren Kolonialbevölkerung wohl immer mehr steigernden Bedürfnisse durch Tauschhandel (mit rohem Metall und sonstigen Naturprodukten) zu befriedigen.

Von den der hispanischen Halbinsel zunächst gelegenen Inseln¹ waren neben der von den Karthagern zuerst eingenommenen Gruppe der Pityusen (S. 677) hauptsächlich die beiden grösseren Eilande — die Gymnesien oder Balearen (heut Mallorca und Menorka) — vermuthlich schon während der keltischen Einwanderung von iberischen Zweigen, dann wohl auch von Phönicern besetzt worden. Wie schon ihre dort geherrschten Volkseigenthümlichkeiten entnommene Bezeichnung andeutet, scheinen allerdings die dortigen Einwohner während der Sommerhitze (im Winter trugen sie Ziegenfelle) zumeist nackt gegangen zu sein, andererseits im Gebrauch der Schleuder ausserordentliche Geschicklichkeit besessen zu haben. Zu Folge der darüber vorhandenen schriftlichen Nachrichten (Diod. XIX. 106. Polyb. III. 113) verstanden sie dem Wurf eine solche Gewalt zu geben, dass er, wie aus einer Maschine geschnell, Schild und Helm zerschmetterte. Dabei führten sie drei Arten von Schleudern: Eine zum weiten Wurf (Makrokolon), eine zum nahen Wurf (Brachykolon) und eine zum mittelweiten Wurf. Im Kampfe pflegten sie die eine um den Kopf, die andere um den Leib gewunden, und die dritte in der Hand zu tragen. —

Als chronologisch nicht bestimmbare bauliche Ueberreste welche auf den genannten Inseln bestehen, sind eine nicht geringe Zahl durch „Heidenaltäre“ bezeichnete Steinsetzungen hervorzuheben. „Die grösste derselben findet sich auf Mallorca unweit Allajor. Es ist ein runder Platz, mit einer Mauer von grossen, platten Steinen umgeben. In der Mitte erhebt sich ein konischer Steinhaufen etwa 30 Ruthen hoch, und an dessen Fuss ist eine Höhlung, in die man gebückt eingehen kann. Die Spitze ist erstigbar; auf der kleinen Terrasse, die sie bildet, haben 7 bis 8

¹ S. darüber bes. Chr. Movers. Das phöniciische Alterthum. II. S. 579 ff.

Personen Platz. Unweit dieser Steinpyramide sieht man eine Art Altar aus zwei grossen, viereckten Steinen erbaut.“ — Auf Grund einer Notiz Diodors (V. 18), nach welcher bei den Insulanern der Gebrauch herrschte, die Todten vor der Bestattung mit Keulen zu zerschlagen, sodann die Glieder derselben in ein Gefäss zu thun und über dasselbe eine Menge Steine zu häufen, vermeint man in diesen Stätten derartige (durchaus aber an keltische Bestattungsweise erinnernde) Urgräber gefunden zu haben. ¹ —

Drittes Kapitel.

Die Völker Griechenlands. ²

Vorbemerkung.

Gewaltige Ueberfluthungen, die sich in Folge vulkanischer Ereignisse vom schwarzen Meer aus (durch den Bosphorus und Hellespont) gegen Süden ergossen, mögen wesentlich mit zu der

¹ L. Georgi. Alte Geographie II. S. 54. — ² Das Gesamtgebiet des griechischen Alterthums umfassend: W. Wachsmuth. Hellenische Alterthumskunde aus dem Gesichtspunkte des Staats. I. Abthlg. (1. 2). II. Abthlg. (1. 2). Halle 1828. (Neue Aufl. 1844—46). K. F. Hermann. Lehrbuch der griechischen Antiquitäten. 3 Theile. Heidelberg: I. Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer. 3. Aufl. 1841. II. Lehrbuch der gottesdienstlichen Alterth. der Griechen. 1846. III. Lehrbuch der griechischen Privatalterthümer mit Einschluss der Rechtsalterthümer. 1852; desselben Verf. kulturgeschichtlicher Extrait: Kulturgeschichte der Griechen und Römer. Herausgegeben von G. Schmidt. I. Göttingen. 1857; G. F. Schoemann. Griechische Alterthümer I. (das Staatswesen). Berlin. 1855; insbes. für das homerische Alterthum: B. Friedreich. Die Realien in der Iliade und Odyssee. Erlangen. 1851. (Nachträge. 1856 ff.); für die (mythisch-historische) Uebergangsepoche: M. Duncker. Geschichte des Alterthums. III.: (Die Geschichte der Griechen. I.) Berlin. 1856. Hinsichtlich einzelner Stämme: O. Müller. Geschichte hellenischer Stämme und Städte. (I. Orchomenos und die Minyer. II.—III. Die Dorier. 4 Bücher.) 2. Ausgbe. von F. W. Schneidewin. 3 Bd. Breslau. 1844; rück-sichtlich der Kunst: O. Müller. Handbuch der Archäologie der Kunst. 2. Ausg. Breslau. 1835. (3. Aufl. von Welker. 1848.), in Verbindung damit O. Müller und J. Oesterlei. (fortges. von F. Wiseler): Denkmäler der alten Kunst. Breslau. 1837—55). Das Privatleben betreffend: A. Becker. Charikles. Bilder altgriechischer Sitte. Zur genaueren Kenntniss des griechischen Privatlebens. Leipz. 1840. (Neue Ausg. von F. Hermann. 1854.); dazu bieten sehr lehrreiche Uebersichten in Bild und Schrift: Th. Panofka. Bilder antiken Lebens. Mit 20 Taf. Berlin. 1843 und desselben: Griechinnen und Griechen nach Antiken. Mit 56 bildl. Darstellungen. Berlin. 1844. — Die älteren Werke über das Kostüm des Alterthums, namentlich insofern sie das griechische betreffen, sind im Ganzen nur wenig zuverlässig, doch mögen sie der Vollständigkeit wegen hier eine Stelle finden: Octavii Ferrarii de re vestiarum libri septem. Tert.